

Er scheint in 18 Heften à 50 kr. ö. W. (für Oesterreich-Ungarn) = 90 Pfennige (für Deutschland).
Für alle anderen Länder erhöht sich der Preis um den entsprechenden Portofolschlag.

Dem Traum zur Wirklichkeit. Vielteiler von S. In. Pora.



In den mächtigen Waringabäumen rauschte der Südwestmonsun. Duftgeschwängert strich er über die blauen Fluthen der Südsee, fuhr dahin über die vielen Hunderte von kleinen und kleinsten Inseln, die in der heißen Tropenmorgensonne wie friedliche Paradiese dalagen und trug die betäubenden Düfte der Kaffee- und Mangroveblüthen hinauf zum einstöckigen, langhingestreckten Bungalow, der auf einer mäßigen Anhöhe gelegen, die Insel Pulo Guntung weithin beherrschte. Hoch wölbten sich die mächtigen Kronen über dem mit Palmenblättern gedeckten Dache und spendeten

willkommene Kühlung. Auf den Zweigen kletterten ein paar gezähnte Affen, die zur Kurzweil einen großen, weißen Kakadu von Ast zu Ast trieben.

Plötzlich flog dieser mit Ohren zerreißendem Kreischen zur Veranda herab, die sich längs der ganzen Front, geschützt von dem weitvorspringenden Dache, ausdehnte. Eine schlanke Frauengestalt war herausgetreten und hatte den Vogel mit leisem Pöckton zu sich gerufen. Sie war nach holländisch-indischer Weise gekleidet, d. h. sie trug weiter nichts als den Sarong, jenes malayische, faltenlose Gewand, das, nachdem man hineingestiegen, durch Ein- und Umschlagen des Randes ohne jede weitere Vorkehrung über den Hüften festgehalten wird und die Kabaya, das weiße, hochgeschlossene Jäckchen aus duftigem Battist mit weiten Ärmeln, außerdem an den nackten Füßen Goldlack-Pantöffelchen mit hohen Absätzen. Wie verführerisch sah aber *Mevrouw van den Dyk* in dieser unendlich einfachen, allen Toilettekünsten abholden Kleidung aus! Die tadellose Büste hob sich auch ohne jeden Zwang in plastischer Rundung unter der spigenbesäeten Kabaya hervor und die schöngeschwungenen Lenden, deren üppige Formen durch den Sarong mehr hervorgehoben als verborgen wurden, konnten den Reiz der *Venus Kallipygos* erwecken.

Etwas wie Unmuth lag auf den Zügen der schönen Frau. Sehnsüchtig blickte sie auf das schimmernde Meer, während sie dem Kakadu das Köpfchen fraute.

Die Einsamkeit ist für eine junge Frau gar schwer zu ertragen und seit acht Tagen weilte ihr Mann, ein höherer holländischer Verwaltungsbeamter, auf einer Dienstreise begriffen, in den inneren Distrikten Sumatras.

„Boy!“ rief sie mit lauter, wohlklingender Stimme und der malayische Diener näherte sich aus dem Nebengebäude lautlosen Ganges. „Boy, pigi tengo apa prau sudah datang.“ Nach kurzer Zeit kam der Diener mit der Meldung zurück, daß das Boot noch nicht in Sicht sei. Mißmuthig legte sie sich in einen der umherstehenden *Easy chairs* nieder und sah träumenden Sinnes zur Decke hinauf, wo sich die kleinen, gelben Hausseiden mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit umherjagten. Ihre Gedanken schweiften zurück in die Vergangenheit, zum elterlichen Hause an der Gracht in Amsterdam. Der Vater war Großkaufmann und Rheder und in Folge des großen Reichthums, den *Mynheer tom Vaten* erworben, war der Haushalt ein sehr prunkvoller. Gesellschaften und Bälle wechselten mit einander ab, zumal drei hübsche erwachsene Töchter die Vergnügungen des Lebens genießen wollten. Da war ein Ball besonders schön gewesen, alle anderen waren nichts gegen diesen einen, der das junge Herz zum ersten Male hochauf hatte schlagen lassen in wunderbaren Gefühlen. Einige Seeoffiziere waren geladen gewesen und der eine — *Lieutenant Karel ten Waller* — hatte sie, die jüngste Tochter, in auffallender Weise bevorzugt. Ein süßes Lächeln lag auf den frischen, rosigten Lippen, als sie der kurzen, unklaren Reden gedachte, die er mit ihr gewechselt, in die man so viel hineinlegen konnte, wenn das Herz nur wollte, und ihr Herz wollte ja so gerne, so gerne; — — aber eine eifersüchtige Freundin streute den Samen des Argwohns in das thörichte Herz, so daß sie — gerade weil sie schon liebte — um so eher überzeugt wurde, daß nur ihr großes Vermögen ihn an-

gezogen. Der häßliche Argwohn machte sie ungeracht und zurückhaltend. Nur noch einmal sahen sie sich wieder. Mit blutendem Herzen sah sie ihn scheiden, denn wenige Tage darauf sollte das Kriegsschiff in die hohe See stechen. Zu spät erfuhr sie, daß *Karel ten Waller* der einzige Sohn eines sehr reichen Mannes sei, und mit Schmerz erkannte sie, daß sie ihn falsch beurtheilt und welches Glück sie von sich gewiesen habe. Nie hatte sie wieder von ihm gehört. Ein Jahr darauf reichte sie ihre Hand van den Dyk, der beim Vater um sie angehalten. Aufrichtige Freundschaft hatte sie zu diesem Schritte bewogen und das Drängen ihrer Eltern, die in baldiger Ehe das beste Mittel erblickten, um sie von der plötzlichen Traurigkeit, dem apathischen Wesen zu heilen, welches im letzten Jahre das frische, fröhliche Kind befallen hatte. So war sie nun seit zwei Jahren *Mevrouw van den Dyk* und stille und zufrieden lebte sie an seiner Seite dahin. Nur dann und wann, in Stunden des Alleinseins, tauchte in ihrer Erinnerung ein wettergebräuntes Männergesicht auf, das *Karel ten Wallers* Züge trug und mancher Seufzer stahl sich dann von ihren Lippen.

Stunde um Stunde war ihr so in tiefem Träumen vergangen. Draußen ruhte die Sonne mit sengender Macht auf der schweigsamen Natur. Eine tiefe Stille herrschte überall, nur von ferne drang das leise Murmeln der an den Strand schlagenden Wellen herüber. Selbst der Monsun schien zu schlafen und nur hin und wieder ging ein Rascheln durch die Kronen der Palmen und *Waringas* — müde und traumverloren.

Auch die junge Frau war in Schlummer gesunken; aber ein köstlicher Traum mußte ihre Sinne bewegen, denn ihr Mund lächelte und unruhig warf sie sich hin und her. Die Pantöffelchen waren von den reizend geformten Füßchen geglitten und der Sarong hatte sich in Folge des unruhigen Schlafes bis zu den blendend weißen Hüften hinaufgeschoben, Schönheiten enthüllend, deren Betrachtung sie kaum ihrem Gatten in den intimsten Augenblicken gestattet haben würde, geschweige denn einem fremden Manne. Und doch stand seit einigen Minuten ein anscheinend fremder Mann im weißen Tropenanzug, mit dem Korhelm auf dem dunklen Haupte mit dem schönen, gebräunten Gesichte, wie gebannt an der Schwelle der Veranda und sah unverwandt, die Hand auf das klopfende Herz gepreßt, auf das reizende Weib, welches ihm unbewußt die Reize ihres klassisch-schön geformten Leibes darbot. Doch nein, er schien nicht fremd zu sein; denn leise murmelten seine Lippen ihren Vornamen „*Bessy, Bessy*“, ein Beben ging durch seinen Körper, fast schien es, als packte ihn die Leidenschaft, als wollte er vorwärts stürzen, um dieses herrliche Stück Leben an sich zu pressen; doch er bezwang sich, drehte sich zögernd um und ging leise wieder die Stufen hinab zum Garten. Dort ließ er mehrmals sehr laut den in Indien gebräuchlichen Dienerruf vernehmen: „*Boy, Boy*,“ um die Schläferin zu wecken, und näherte sich dann wieder langsam dem Hause, der jungen Frau Zeit lassend, ihre Toilette zu ordnen. Die herbeilenden Diener frug er nach *Mynheer van den Dyk* und dann, als er den Bescheid empfing, daß der „*Tuan*“ abwesend sei, nach der Frau des Hauses.

Wie er die Veranda aufs Neue betrat, bot sich ihm ein fast noch seltsamerer Anblick. Frau van den Dyk stand mit

vorgebeugtem Oberkörper da und schaute mit großen, traumverstärkten, geistesabwesenden Blicken in den Garten hinaus. Es schien, als lauschte sie noch immer dem Klange jener Stimme, die sie so jäh aus ihrem Traume geweckt, als könne sie nicht begreifen, daß der Traum zur Wirklichkeit geworden. Bei den ersten Worten seiner Anrede kehrte aber ihre Selbstbeherrschung zurück, wenngleich eine Purpurgluth ihre lieblichen Züge bedeckte.

„Sie verzeihen, Mervrouw, daß . . .“

„Sie hier, Mynheer ten Waller?“ unterbrach sie ihn, „wie kommen Sie denn auf unsere kleine Insel? Ich wußte allerdings, daß Sie an der Bataker Küste stationirt seien, aber von dort hierher ist noch eine weite Reise . . .“

„In Dienstangelegenheiten, Mervrouw; es wird wieder ein Zug gegen Atjeh geplant und Ihr Herr Gemahl soll uns durch seine Ortskenntniß einige Aufklärungen geben . . .“

Wie forschend er sie ansah, als wollte er in ihrer tiefsten Seele lesen! Aber wie verwirrend war es auch, gerade als sie von ihm geträumt hatte . . . Und im Traum war er ihr so gaaz anders erschienen, liebewerbend, stürmisch fordernd und sie hatte in seinen Armen selig geruht. Noch zitterte das Glück des Traumes in ihren Adern nach; sie fühlte, daß ihre Selbstbeherrschung wich, sie fühlte die Unmöglichkeit, mit dem heimlich Geliebten gezwungene, conventionelle Phrasen zu wechseln. Tief aufathmend legte sie sich in ihren Stuhl zurück, ihm mit stummer Geberde zuwinkend, gleichfalls Platz zu nehmen.

„Es ist schon lange her, seit wir uns zuletzt gesehen haben.“

„Ja, Mervrouw, es dünkt mir eine Ewigkeit.“

Der zitternde Herzenston, der sich in diese kurzen Worte drängte; dazu ihr wallendes Blut, die Scham, wenn sie den Inhalt des Traumes überdachte und das Gefühl des Schuld- bewußtseins, Waller einst schwer verletzt zu haben, — alldies steigerte ihre Verwirrung auf das Höchste. Plötzlich drängte sich ihr die Erkenntniß auf, welches Glück sie dereinst verschert hatte; ihr Herz krampfte sich zusammen und in ausbrechender Scham und Verzweiflung preßte sie ihr Haupt in die Polster der Sessellehne und heiße Thränen stürzten aus ihren Augen.

Hatte Waller sich auch freiwillig erboten, den Auftrag an van den Dyk zu übermitteln, in der stillen Hoffnung, Bessy wiederzusehen, so wollte er ihr doch ruhig und zurückhaltend gegenüber treten. Da erblickte er sie in jener verführerischen Stellung, die wohl geeignet war, auch das Blut eines kühler Veranlagten in heftige Erregung zu bringen; die tollsten Wünsche stiegen plötzlich in ihm auf und wie er nun die schöne Frau in so augenscheinlicher Verlegenheit sah und sie sich weinend niederbeugte, da sagte ihm eine innere Stimme:

„Sie liebt Dich“ — und vergessen war Alles, Alles, daß sie ihn einst bitter gekränkt, daß sie die Frau eines Anderen sei, und hingerrissen von seiner Leidenschaft stürzte er ihr zu Füßen:

„Bessy, warum weinst Du? O, sage mir, Bessy, daß Du mich lieb hast!“

Wäre nicht der Traum gewesen, der alle ihre Sinne noch so süß gefangen hielt, so würde sie wohl jetzt noch die Kraft gefunden haben, Waller zurückzuweisen; so aber zog eine namenlose Seligkeit in ihr Herz, der Traum ward zur Wahrheit, ihr jagendes Blut entrückte sie der Wirklichkeit und in völliger Hingebung und Selbstvergessenheit schlang sie die Arme

um seinen Hals und barg ihr thränenüberströmtes Gesicht an seiner Brust.

„Vergib mir!“ murmelten ihre Lippen. Er aber schloß ihren Mund mit einem langen, heißen Kusse und flüsterte ihr tausend glühende Liebesworte zu. Eng schmiegte sie sich an ihn, der Duft ihres Körpers strömte berauschend zu ihm hin, die entzückten Augen weideten sich an den schwellenden Formen. Er beugte sich über sie; sie sank in den Ruhestuhl zurück, vergeblich bemüht sich wieder aufzurichten — — —

Eine Woche später verließ ein Ueberglücklicher die paradiesische Insel, nachdem er vergebens auf die Rückkunft van den Dyks gewartet hatte.

Rosen- und Feigenblätter.

Wir schenken in der Regel nicht jener Frau alle unsere Küsse, welche uns das Küssen gelehrt hat.

*

Es gibt Frauen, die schon beim Kusse die Augen schließen.

*

Es gibt Komplimente, die sofort alle moralischen Grundsätze einer Frau einschläfern.

*

Man fordert von den Frauen sehr viel, wenn man von ihnen einen Kuß begehrt.

*

Wie viel eine Frau lieben kann, davon hat der erste Liebhaber keine Ahnung.

*

Wie ungerne sehen es viele Frauen, wenn man ihre Tugend siegen läßt!

*

Der Mann kauft oft die Pantoffel für die Füßchen seiner Frau und der Hausfreund die — Strumpfbänder.

*

In der Liebe siegt nicht Einer über den Anderen, sondern Beide sind Besiegte und nur die Liebe ist Siegerin.

*

Das erste Toilettengeheimniß verräth Dir Deine Geliebte, das letzte ihre Kammerzofe!

*

An eine Frau! Sage mir, wer Dich liebt und ich werde Dir sagen, wer Du bist.

*

Die kokette Frau will glücklich scheinen, die egoistische glücklich sein, die edle glücklich machen.

*

So Mancher ist nur Weiberfeind, weil er befehrt sein möchte.

*

Manche Frauen gleichen Reichbibliothekbüchern: sie lassen sich jede Randbemerkung, jeden Riß gefallen.

Germain d'Ange.

Der Krugflicker.

Erzählung von **Catulle Mendès.**

I.

In jener Zeit gab es in einem großen Dorfe, das nicht weniger denn zwei Millionen Einwohner zählte, ein Vorurtheil. Dieses Vorurtheil forderte, — trotz der Einsprache aller vernünftigen und praktischen Leute — daß die jungen Mädchen, wenn sie sich anschickten zu heirathen, ihren Gatten außer einem Heirathsgute in Rententiteln und Goldmünzen auch einen kleinen, sehr gebrechlichen Krug, nicht größer als ein Kelch, völlig unberührt in die Ehe mitbringen. Diesen Krug, kaum daß er dargebracht worden, zertrümmerte der Gatte unbarmherzig mit einem Faustschlage. Welchen Sinn hatte dieser Brauch? Gesiel man sich etwa darin, an den Bruchstücken des Geschirrs die künftigen Glücksjahre abzuzählen?*) Was den Krug selbst betrifft, so haben die Maler und Poeten jener Zeit es sämmtlich vermieden, auf ihren Gemälden und in ihren Dichtungen ihn darzustellen, dennach kann ich von diesem Hochzeits-Geschenk nur eine sehr unvollkommene Schilderung geben. Alles läßt mich annehmen, daß das Krüglein lieblich war anzuschauen, klein und zart, rosig in der Farbe, umgeben von reichem Blattwerk von Gold oder Ebenholz. Sicher ist, daß die Ehemänner großen Werth darauf legten, das Krüglein in völlig unversehrtem Zustande zu bekommen; der kleinste Bruch daran war geeignet, ihr größtes Mißvergnügen hervorzurufen. Diese strenge Forderung war umso unsinniger, als sie ja selbst kein anderes Ziel hatten, als den Krug zu zerbrechen. Da dieses Gefäß dazu bestimmt war, zerbrochen zu werden: was lag daran, ob es heute oder morgen zerbrochen wurde? Man sollte meinen, ein junger Ehegatte hätte sich nur freuen müssen, wenn er eine Mühe weniger hatte. Allein, die Männer von damals waren in diesem Punkte von einer unerhörten Hartnäckigkeit; die besten Gründe vermochten sie nicht zu überzeugen. Segnen wir die Vorsehung dafür, in einem Jahrhundert geboren zu sein, wo die Menschheit endlich solche kindische Bedenken und andere ähnliche abgelegt hat. Je schwerer das Gefäß zu zerbrechen war, desto mehr freuten sich die Schwachköpfe! An der Festigkeit des Kruges maßen sie ihren Ruhm.

II.

Unter so bewandten Umständen hatten die jungen Mädchen begreiflicherweise sorgfältig Acht auf diesen kostbaren Gegenstand; sie behüteten ihn vor Stößen, vor dem Luftzug, vor allem Ungemach. Aus Furcht, den Krug zu zerbrechen, hüteten sie sich wohl, zum Brunnen zu gehen. Und sie begnügten sich nicht damit, das Objekt mit der sorgfältigsten Schonung zu umgeben, sie verhüllten es mit Stoffen von Seide, Wolle, Mouffeline, welche ebensowohl geeignet waren, alle neugierigen Blicke abzuhalten, wie die Festigkeit etwaiger Stöße oder

*) Diese reizende Erzählung des lebenswürdigen Dichters wurzelt sehr wahrscheinlich in einem alten, an vielen Orten noch heutzutage bestehenden Brauch der Juden, bei Gelegenheit einer Verlobung eine Schüssel oder eine Tasse von Porzellan zu Boden zu werfen und die Bruchstücke unter die anwesenden Verwandten und Freunde zu vertheilen. Anmerk. d. Red.

Schläge abzuschwächen. Ein junges Mädchen, das sich dem Ehestande zu widmen gedachte, hütete sein Krüglein fast ebenso sorgfältig vor zudringlichen Blicken, wie vor einem Bruch. Trotz dieser großen Vorsicht gab es jedoch manchmal unglückliche Zufälle. Mein Gott, ein Unglück ist bald geschehen! Jene jungen Mädchen, die in Folge eines Fehltrittes oder einer Unbesonnenheit ihrem Heirathsgute nur mehr ein einigermaßen schadhast gewordenes Krüglein hinzuzufügen hatten, konnten sich zu ihrer Entschuldigung allerdings auf die aller Welt bekannte große Gebrechlichkeit des Gegenstandes berufen und auf die geschickten oder ungestümen Angriffe gewisser Unverschämten, die sich anmaßen, außerhalb der Ehe die Vorrechte der Ehemänner genießen zu wollen. Allein, diese Entschuldigungen reichten nicht hin, um die armen Kinder völlig zu rechtfertigen. Man blickte mit scheelen Augen auf sie und that, als beklagte man sie. Nur selten gelang es einer Solchen, unter die Haube zu kommen. Selbst Diejenigen, denen es gelang, durch irgend eine geheimnißvolle Täuschung ihr Unglück zu verheimlichen, waren bei der Wuth des enttäuschten Gatten nicht viel besser dran. So daß aus Mitleid für die armen, unschuldigen Kinder, deren Porzellan-Schatz einigermaßen brüchig geworden, und wohl auch in der Hoffnung auf eine anständige Belohnung, gewisse geschickte Leute sich fragten, ob es kein Mittel gäbe, um da — wo ein Unglück geschehen — die Dinge wieder in den früheren Zustand zu versetzen, oder doch wenigstens theilweise den Schaden wettzumachen. Und so gab es in dem Dorfe mit zwei Millionen Einwohnern alsbald sehr geschickte Spezialisten, die das Handwerk von **K r u g f l i c k e r n** ausübten.

III.

Keiner dieser Spezialisten war so berühmt, wie derjenige, von dem ich erzählen will. Sein Ruf ging so weit, daß man aus aller Herren Ländern kam, um ihm die schwierigsten Brüche vorzulegen. Und er verdiente diesen vortrefflichen Ruf, der für ihn auch sehr nutzbringend ward vermöge der großen Anzahl der Fälle und der Vorzüglichkeit seiner Arbeit. Worin sein Verfahren bestand, weiß ich nicht zu sagen. Er ist ohne Zweifel gestorben, ohne sein Geheimniß zu verrathen, und die alten Chroniken, aus welchen ich schöpfe, schweigen über diesen Punkt. Aber sicher ist, daß er wunderbare Erfolge erzielte. „Tausend Mark für einen zerbrochenen Krug!“ hätte die Geschäfts-Devise dieses ausgezeichneten Praktikers sein können. Selbst den argwöhnlichsten Gatten blieben jetzt die früher so häufigen Enttäuschungen erspart. Einige Tage seiner Behandlung genügten, um von dem beschädigten Objekte alle Sprünge und Risse verschwinden zu machen. Ohne Bedenken durften die jungen Mädchen sich künftig eine Unachtsamkeit gestatten; sie konnten auf ihn zählen; er war der von der Vorsehung gesandte Wiederhersteller der zartesten Gebrechlichkeit. Und seine Kunst beschränkte sich nicht darauf, die Spuren eines einzigen, flüchtigen Unfalles zu verwischen. Nein! selbst solche Krüge, die durch einen hundertmal wiederholten Gebrauch fast in Scherben gerathen waren, wußte er in ihrer früheren Festigkeit und auf den vollen Glanz wieder herzurichten. Solche Erfolge verschafften ihm natürlich viele Neider. Es gab Leute, welche behaupteten, daß seine Verdienste übertrieben würden, daß seine an-

scheinend gelungenen Kuren einer ernsten Prüfung nicht Stand zu halten vermöchten, daß nur Thoren sich durch ein solches Blendwerk täuschen ließen. Aber, mein Gott! welcher geniale Mensch ist nicht schon verlästert worden? welche große Erfindung ist nicht schon geleugnet worden? Allein, die Meider waren bald zum Schweigen gebracht durch ein ganz außerordentliches Ereigniß, welches — man weiß nicht wie — in die Oeffentlichkeit drang und den Ruhm des Künstlers auf den höchsten Gipfel erhob.

IV.

Eines Tages, als er in seinem Arbeits-Kabinet saß und schon zwei- bis dreihundert Kunden abgefertigt hatte, — denn er war sehr flink in seiner Kunst — sah er einen großen, braunen, jungen Mann eintreten, und mit ihm ein schwächliches, schüchternes Mädchen, das die Augen zu Boden senkte.

— Aha! dachte der Spezialist; — das ist Eine, die nicht den Muth hatte, allein zu kommen und deswegen ihren Bruder mitgebracht hat.

Er erhob sich höflich und sprach:

— Ich sehe, um was es sich handelt. Das Fräulein hat, ohne an Schlimmes zu denken, ihren Krug fallen lassen. Ein ganz kleiner Unfall, ohne alle Verwicklungen? Wird leicht wieder herzustellen sein! . . .

Doch während die Besucherin unter ihrem Schleier tief erröthete, entgegnete der junge Mann:

— Ach, Sie sind im Irrthum, mein Herr. Nicht wegen einer Ausbesserung wollen wir Sie zu Rathe ziehen. Im Gegentheil! Wir sind seit zwei Wochen verheirathet, ich und die Dame; und obgleich ich einen festen Arm und eine kräftige Faust habe, war es mir bisher unmöglich, den Krug zu zerbrechen, welchen meine Frau, der Sitte gemäß, mir zum Hochzeits-Geschenk gemacht hat. Sie können sich wohl denken, daß diese Lage nicht sonderlich nach meinem Geschmack ist; und obgleich nun dieser Fall nicht ganz in Ihr Fach schlägt, sind wir gekommen . . .

Der berühmte Praktiker war höchlich erstaunt. Daß es tausende von Krügen gebe, die nur zu schnell in die Brüche gehen, die — weil von gar zu schwacher Beschaffenheit — dem ersten Anprall nicht zu widerstehen vermögen: Das wußte er wohl; aber noch niemals hatte er von einem Krüge erzählen gehört, welcher — und wäre er von noch so fester Beschaffenheit — den zwei Wochen hindurch fortgesetzten heftigen Schlägen einer starken Faust zu widerstehen vermocht hätte. Es war dies einer der merkwürdigsten Ausnahmefälle und der Spezialist erbot sich mit lebhaftem Eifer, den so unbegreiflich festen Gegenstand augenblicklich zu untersuchen.

Lange und eingehend betrachtete er das Objekt und erkannte wohl, daß es thatsächlich unversehr sei. Plötzlich aber fuhr er auf und er mußte sich Gewalt anthun, um einen Ausruf der Ueberraschung und Genugthuung zu unterdrücken. Denn, indem er zu der jungen Frau aufblickte, die ihren Schleier zurückgeschlagen hatte, erkannte er in ihr eine seiner Kunden: diesen Krug, diesen unzerbrechlichen Krug hatte er selbst wiederhergestellt!



Verrathen.

Rabbiner, einen Handelsmann, der Bankerott gemacht, tröstend:

„Seiet ruhig, mein Lieber, wen Gott lieb hat, den züchtigt er!“

„Waih! wenn er mir doch immer so züchtigen wollte!“
Gw—r.

*

Dienstboten.

— Ich sage Dir, Anna, unsere Gnädige kommt auch nicht in den Himmel, dafür ist sie jetzt schon zu viel Satan!

— Erst recht — die muß da oben blitzen und donnern helfen!
Gw—r.

*

Rosselenkerhumor.

Püfsecke und Naufe stehen mit ihren Droschken zweiter Jüte auf dem Alexanderplatz.

— Du, meint Püfsecke zu seinem Kollegen Naufe — binde doch Deiner Oja eene Butterstrippe unter'n Schwanz, damit se noch en bißken Fett us'n Leibe hat.

— I sieh 'mal, Schlaupopp! schmunzelt Naufe — Du hast wohl heute noch nich jefrühtüct?
Gw—r.

*

Drei Glückstage.

In einer Gesellschaft spricht man viel über die moderne Ehe.

— Es gibt überhaupt nur zwei glückliche Tage in der Ehe, meint ein alter Geck — u. zw. den ersten und den letzten.

— Sie irren, replizirt ein reizendes Vis-à-vis — es gibt noch einen dritten und das ist der, an welchem eine vernünftige Frau von einem albernen Mann geschieden wird.

Gw—r.

*

Mit gleicher Münze.

Zwei gehörnte Ehemänner treffen sich auf der Straße.

— Sagen Sie mir, lieber J., wie viel Hahnreie mag es wohl in unserer Stadt geben, wenn man auf Sie vergift?

— Sagen Sie mir, lieber D., wie viele gibt es, wenn man Sie mitrechnet?
Gw—r.

*

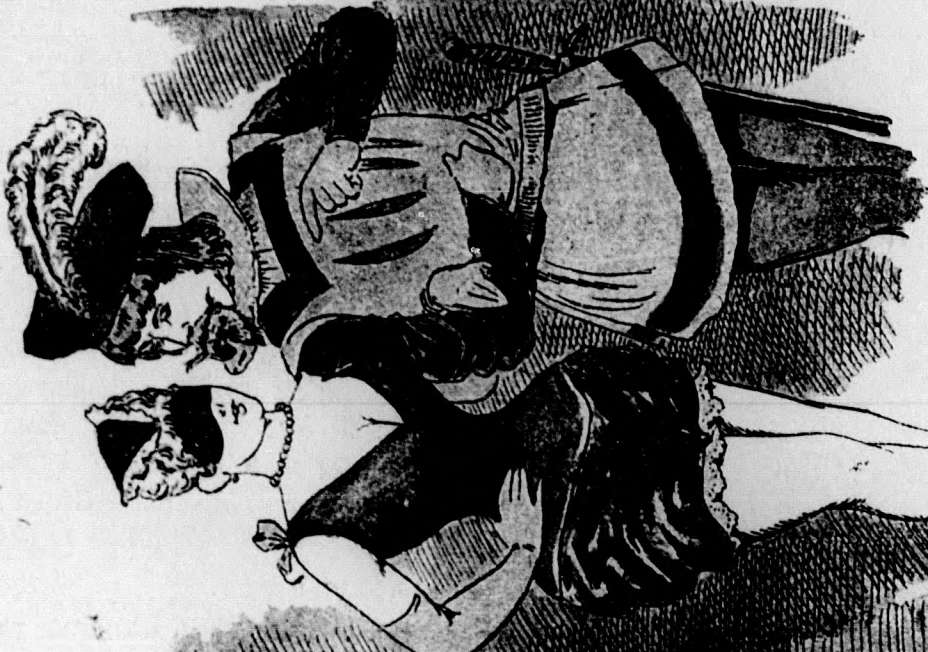
Ein Pessimist.

— Freund, mit Dir geht's zu Ende — schicke wenigstens nach einem Arzt.

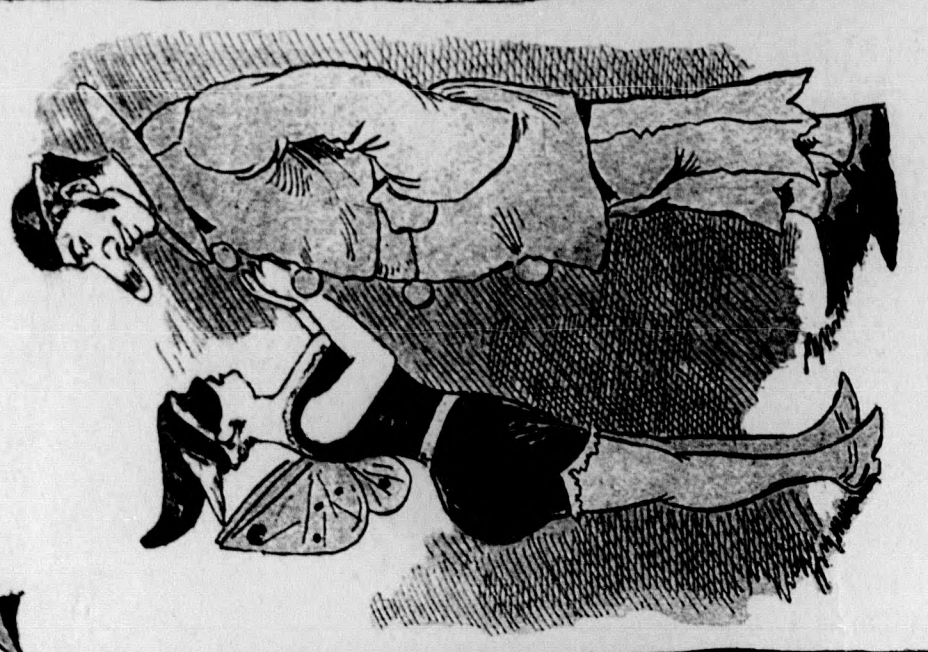
— Nein — ich möchte gern eines natürlichen Todes sterben.
Gw—r.



— Schmilie Pascha! willst Du mir Dein Schimpftuch zuwerfen?
 — Was, ein Schmeichelei? Meinem ganzen Leibwächter-Porrasch will ich Dir in Äugen legen!



— Komm auf mein Schloß mit mir!
 — Aber erst um halber vier?



— So klein und schon beim Liebesgeschäfft! Kannst es weit bringen, Amor!



Das Mägdlein, so jung, so schön,
 kann ohn' Geleit nicht nach Hause geh'n.



Irrlichter.

Von Armand Silvestre.

I.

Zwischen den mit Pappeln und Weiden besetzten Ufern eilte das kaum zehn Armlängen breite Flüsschen dahin, das Bild der Landschaft in seiner klaren Fluth widerspiegelnd, im schnellen Laufe seiner Wellen, auf welchen ein silberner Strahl des Mondes flimmerte, die Stengel der Wasserlilie vor sich hertreibend. Von Zeit zu Zeit schoß ein Barsch vom Grunde des Wassers herauf, um nach einem Insekt zu schnappen. Gleich unsichtbaren Kobolden, die mit Smaragdsteinen Fingerringe spielten, flogen im Zickzack die Eisvögel durch den schmalen Raum, der eingeschlossen durch dichtes Laub, zur Sommerzeit den köstlichsten, kühlen Winkel bildete.

Auf der einen Seite dieses Flüsschens lag die Besitzung des berühmten holländischen Archäologen Van Danus, der hier die Tulpenkultur einbürgern wollte; auf der andern Seite befand sich der Landsitz des wackeren Ritters Petrou du Moncey, der einer der vollendetsten Kavaliers unserer Zeit war, und überdies im Besitze eines Frauchens, das wohl geeignet war, die Nachbarn zu heißen Liebesbegierden zu entflammen. Diese täuschten sich keineswegs, wenn sie annahmen, daß es sehr lieblich und für die Fortpflanzung des schönen Menschengeschlechtes überaus zuträglich wäre, die Liebesgunst der Madame Petrou zu gewinnen; das Bild, das ich von ihr entwerfen werde, dürfte diese meine Behauptung wohl erhärten.

Sie gehörte keineswegs zu jenen tragischen Schönheiten, deren Herrschaft in irgend einem geheimnißvollen Schrecken begründet ist, und von welchen gebändigt zu werden lieblich und schmerzlich ist zumal. Dieser despotische Zauber der Venus victrix war nicht der ihrige, vielmehr ein gutmüthiger Reiz, der nicht zur schluchzenden, sondern zur sichernden Zärtlichkeit einlud. Dieser ruhige Zauber wirkte vornehmlich auf Solche, die eben die Qualen einer grausamen Liebe überstanden hatten, deren Küsse mit blutigen Bissen wechselten. Unser Cadet-Bitard, der sich in diesem Falle befand, und den seine Familie auf das Land geschickt hatte, um Heilung für sein krankes Herz zu suchen, und der nun bei dem fürtrefflichen Herrn van Danus zu Gaste weilte, hatte angesichts der rundlichen, begeh-

renswerthen, die Augen legenden Reize der Frau Petrou du Moncey sogleich das Bedürfniß empfunden, getröstet zu werden. Dieser Schatz von Gesundheit und Heiterkeit war ihm wie ein Fluß Pactolus erschienen, dessen Wellen ihn erfrischen, neu beleben sollten, umsomehr als das reiche, goldblonde Haar Noëmi's — so hieß die schöne Gattin des Ritters — wirklich einem Bache gleich, auf dem der goldige Schein der Sonne spielt. Die Weiße ihrer Haut war wie von unmerklichen Funken durchzogen; Busen und Gefäß waren nach dem Apfel geformt. Muß ich noch hinzufügen, daß diese so herrlich beschaffene Person kein Tugenddrache war und sehr wohl wußte, was sie den Zeitgenossen schuldete, welche ihre reiche und wohlwollende Natur nach ihrem Werthe zu würdigen wußten? Mit jenem Instincte, welcher die Frauen niemals täuscht in Betreff der Gefühle Derjenigen, die sich in ihrer Umgebung befinden, hatte sie unsern Cadet-Bitard sogleich unter Diejenigen eingereiht, die ein Recht hatten, mit Aussicht auf Erfolg ihr zu huldigen. Und sie hatten eine sehr einfache, seit alten Zeiten immer von Neuem wiederholte Art erfunden, sich ihre gegenseitige Sympathie zu bezeugen, so daß zur Zeit, wo unsere Geschichte beginnt, Cadet-Bitard sein Herzleid so ziemlich vergessen hatte.

II.

Ja, wo bleibt aber die Moral? wird man fragen. Und was es sei mit dem fürtrefflichen Herrn van Danus? und dem ehrenwerthen Ritter? Mein Gott! ich habe es längst ausgesprochen, daß meines Dafürhaltens die Moral sich um Liebesfachen nicht kümmert. Was Van Danus betrifft, so züchtete er Tulpen, lag in der Gegend seinen botanischen Studien ob und merkte nichts von Alldem, was um ihn her geschah. Herr Ritter Petrou du Moncey seinerseits widmete sich voll und ganz seiner Leidenschaft für die Fischerei und seiner kleinen Meerschammpfeife. Diese zwei Dinge verleiteten ihn gar oft, bei Tagesanbruch sein Lager zu verlassen und sich ins Freie zu begeben.

An einem herrlichen Sommermorgen saß er wieder am Ufer des Flüsschens und hatte seine Peine ausgeworfen. Er sollte an diesem Tage die Herren van Danus und Cadet-Bitard am Frühstückstische zu Gaste haben und wollte einige schöne Barsche für diesen Zweck fangen. Ein halbes Duzend dieser köstlichen Fische wälzte sich bereits im Grase, als der Ritter, sich einmal zu weit über das Wasser beugend, seine Zündhölzchen-Büchse fallen ließ. Die kleine Büchse rollte ins Wasser, welches glücklicherweise an dieser Stelle nicht sehr tief war, so daß Herr Petrou sie bald wieder herausholen konnte. Immerhin waren die Zündhölzchen ein wenig naß geworden. Dieses Detail muß zum Verständniß unserer Erzählung festgehalten werden; es wird uns zeigen, wie sparsam und methodisch dieses Ideal von einem Hahnrei veranlagt war. Herr Petrou nahm die Zündhölzchen, eines nach dem andern, und legte sie auf eine Bank hin, welche die Sonne zu bescheinen begann. Er war entschlossen, wenn nöthig, sie den ganzen Tag da zu lassen, damit sie trocknen und wieder brauchbar werden. Sodann steckte er melancholisch die nunmehr unbrauchbar gewordene Pfeife in die Tasche und fuhr fort, der Fischerei obzuliegen.

Mittlerweile bereitete seine Gemahlin ein Frühstück, bei welchem alle leckeren Wünsche unseres Freundes Cadet-Bitard Berücksichtigung fanden. Als kluge Hauswirthin und zärtliche Geliebte zugleich hatte sie der kleinen Leckerbissen nicht vergessen, die angeblich den Liebesappetit erregen, und deren Wirksamkeit ich stets in Abrede gestellt habe. Ein Pfund Trüffel, ein Bündel Sellerie, ein Raps Ingwer haben mir in Liebesfachen stets weniger gegolten, als drei Unzen mehr von den Reizen, welche die Geliebte in die Waagschale zu werfen hat.

Das Frühstück nahm einen sehr gemüthlichen Verlauf zwischen diesen drei einfachen, unschuldigen Seelen, die so sehr für einander geschaffen schienen. Noëmi und Cadet saßen bei Tische Schenkel an Schenkel und ihre Hände hatten sich unter dem Tische sehr Vieles zu sagen. Ein unter den gegebenen Umständen sehr überflüssiger wissenschaftlicher Vortrag des Herrn van Danus brachte allein einen Miston in dieses liebeliche Konzert der Herzen. Der unermüdlche Gelehrte erzählte nämlich, seine neuesten Forschungen hätten unwiderleglich ergeben, daß der Boden seiner Besizung und auch derjenige des Herrn Petrou fast ausschließlich aus menschlichen Knochen bestehe, weil dieser Ort zur Zeit der Kriege der Gallier mit den Römern ein Schlachtfeld gewesen, auf welchem sehr viele tapfere Männer einen heldenmüthigen Tod gefunden. Der Gedanke, über einem Kirchhofe zu wohnen, unter Blumen zu leben, die aus dem Moder menschlicher Leiber ihren duftenden Saft zogen, war dem Ritter ganz besonders unangenehm, der übrigens diesen gelehrten Auseinandersetzungen allein zuhörte, indem die Aufmerksamkeit Noëmi's und Cadet's anderweitig sehr lieblich in Anspruch genommen war. Das Erstaunen und der Verdruß des Herrn Petrou nahmen noch zu, als Herr van Danus, um seine Entdeckung zu bekräftigen, hinzufügte, daß er nicht selten zur Nachtzeit in seinem Garten gesehen habe, wie phosphoreszirende Lichter, Irrwischen gleich, über den Boden dahin tanzten, daß man schier an die Seelen Verstorbener glauben mochte, die der Nachtwind vor sich hertrieb gleich dunklen Faltern mit leuchtenden Flügeln.

Der Ritter begriff, daß er nach dieser Entdeckung kein Auge mehr schließen werde. Darum verzögerte er so lange als möglich das abendliche Beisammensein, ehe er sich auf sein Zimmer zurückzog. Denn die Frau Petrou hatte die weise Einrichtung getroffen, für die Dauer der heißen Sommermonate ihr Lager von demjenigen ihres Gatten abzusondern. Endlich trennte man sich, wobei die beiden Liebenden einander nur „Auf Wiedersehen!“ sagten.

III.

In der That bot sich zwei Stunden später ein gar seltsames Schauspiel den ewigen Gestirnen dar, die in ihrer eintönigen Ewigkeit sich an den Geschehnissen dieser Erde oft gar sehr belustigen. Noëmi war in der vollkommenen Nacktheit einer Diana mit lautlosen Schritten durch den Garten geeilt und hatte das Ufer des Flüsschens erreicht, wo eine Gruppe Pappeln sie verbarg, so daß sie von den Fenstern des Landhauses aus nicht zu sehen war. Zur selben Zeit erschien, in dem gleichen lustigen Kostüme, Herr Cadet-Bitard am andern Ufer des Flüsschens. Er tauchte ins Wasser, wie weiland Alexander, als er zu seiner Hero schwamm; aber glücklicher als

dieser tauchte er am jenseitigen Ufer wieder auf. Frau Petrou war mit einem leisen Frösteln ihrer Schultern, die im Mondscheine blinkten, gleichfalls in den Fluß gestiegen. Als Cadet sie erreichte, umfingen sie sich lange, dann — nach einigen erfrischenden Wasserküsten — begaben sie sich Arm in Arm, von Wasser triefend, nach dem Garten des Ritters. Und gleich den alten Hirten in den schönen Idyllen des Theokrit genossen sie die Sonne, sich in vollständigster Unmittelbarkeit zu lieben, bei dem herzbewegenden Gesange der letzten Nachtigallen, im Dufte der ersten Spätsommerrosen. Den Traum, den alle ehrlichen, von edlen Erinnerungen und vom Ideal erfüllten Geister geträumt haben: sich in der freien Natur, unter dem gütigen Auge Pan's zu lieben, — diese beiden Menschenkinder verwirklichten ihn! Noëmi setzte sich dann auf den schon vom Thau benetzten Rasen und befragte nach Art der abergläubigen Spießbürgerinnen das Orakel eines Vergißmeinnicht; inzwischen hatte Cadet sich auf eine Bank niedergelassen, um sich — unter dem Schutze der Pappeln — nach dem Bade zu trocknen. Es war dieselbe Bank, auf welcher der unvorsichtige Herr Petrou am Morgen desselben Tages seine Zündhölzchen zum Trocknen ausgelegt und später mitzunehmen vergessen hatte. Jetzt saß Cadet-Bitard auf dieser Bank und schwor seiner Freundin ewige Liebe und Treue. Ein plötzlich vernehmbares, schwer zu erklärendes Geräusch störte sie mit einem Male aus ihrer süßen Unterhaltung auf. Es war wie ein Rauschen der Blätter, unfern von ihnen.

— Lebewohl! sagte Noëmi leise. Geh! ich habe Furcht! Allein, er hatte ihr noch etwas Wichtiges zu sagen.

— Du bist närrisch, sagte er. Es ist nur der Wind.

Und als sie sich rasch erhob, um nach dem Hause zu eilen, begann er — trotz ihres Verbotes — sie zu verfolgen. Der Mond hatte sich plötzlich hinter die Wolken verkrochen, und der tolle Lauf der Beiden durch die Rasenplätze und Blumenbeete ließ jetzt, da schier völlige Dunkelheit herrschte, eine dreifache leuchtende Spur von wahrhaft phantastischer Wirkung hinter sich. Ein allzu neugieriger Leuchtkäfer war bei dem hastigen Auffahren der Frau Petrou an ihrer Person haften geblieben, just an einer Stelle, die der scharfsinnige Leser wohl erräth; am Gefäß Cadet's aber war der Phosphor der Zündhölzchen kleben geblieben und zauberte jetzt bläuliche Flammen auf jede seiner Hinterbacken. Diese drei Lichter hüpfsten zwischen den dunklen Lichtern des Gartens dahin. Und der vertrackte Cadet-Bitard wollte durchaus nicht auf seinen Einfall verzichten, und als Noëmi im Dunkel über einen Rhododendronstrauch stolperte, setzte er richtig seinen Willen durch, ehe sie ihr Heim erreichte.

Bei dem Diner, welches am folgenden Tage die drei Freunde im Hause des Herrn van Danus vereinigte, machte der Ritter Petrou, der den ganzen Tag sehr leidend geschienen hatte, seinen Tischgenossen ein Geständniß, welches den skeptischen Cadet und die schamlose Noëmi schier vor Lachen bersten machte. Was van Danus ihm gestern von dem alten Schlachtfeld und von den Irrlichtern erzählt hatte, war ihm nicht mehr aus dem Kopfe gegangen; er war in der vergangenen Nacht aufgestanden und, weil er keinen Schlaf mehr finden konnte, in den Garten hinabgegangen. Als er nun einmal unwillkürlich einen Fliederbusch streifte, dessen Laub er heftig

senzen gehört hatte, sah er, da der Mond eben verschleiert war, sehr deutlich zwei Irrlichter einem dritten nachlaufen, welches die beiden ersten zu necken schien und sie durch allerlei Irrwege führte.

- In welcher Höhe? fragte van Danus.
- Etwas tiefer, als der Gürtel, erwiderte der Ritter.
- Und weiter? fragte Cadet mit seltenem Cynismus.
- Die zwei Irrlichter erreichten endlich das eine Irrlicht, fuhr der Ritter zu erzählen fort; alle drei bückten sich und verschwanden wie unter hohen Gräsern, wahrscheinlich um da allerlei heillosen Zeug zu treiben. Ich war ordentlich froh, meine liebe Noëmi zu dieser Geisterstunde zu Bett zu wissen und nicht unter den unheimlichen Kobolden . . .

Recension.

Du sagst, meine Lieder wären
 Zu wenig sentimental,
 Sie sängen zu wenig von Liebe,
 Zu wenig von Lust und Qual.

Sie sängen nichts von dem Frühling,
 Von Sonne und Wonne und Schmerz,
 Und nichts von Thränen und Sehnen,
 Drum seien sie nichts „für das Herz“.

O, sei mir nicht böse, mein Engel,
 Und wenn auch die Lippe nicht singt,
 So glaub', daß doch heiliges Fühlen
 Gar häufig das Herz mir durchdringt.

Und glaube, wenn ich auch niemals
 Den Frühling so andudeln kann,
 Wie's andere, schlechte Poeten
 Leider vor mir schon gethan,

Daß dennoch der Sinn für den Bauber
 Des Lenzes im Herzen mir lebt,
 Daß dennoch ein heiliges Grüßen
 Gar oft durch die Seele mir schwebt!

Doch kann ich's in Reime nicht bringen,
 Was mir so beweget die Brust,
 Ich kann es nicht sagen und singen,
 Dies Fühlen unendlicher Lust.

Das Lenzglück des Paradieses
 Bleibt unbeschrieben von mir,
 In meinen Augen, da lies es,
 Es spricht ja so deutlich zu Dir!

Ignaz Pauer.

Der Tugendpreis.

Humoreske von Georg Böttcher.

I.

Herr Schnüßler, der Wirth zur „Stadt Berlin“, dem Bahnhofshôtel des Städtchens Lengefeld, saß in dem leeren Wartesaal III. Klasse seines Restaurants und studirte angelegentlich eine Zeitungsnotiz. Seine Augenbrauen waren hoch hinaufgezogen und er rieb sich wiederholt seine von einem Klemmer gekrönte stattliche Burgundernase, die von dem Frühstück, dessen Reste noch auf dem Tische standen, funkelte und glühte. „Hm, hm,“ brummte er nachdenklich, „das wäre so was für die Amalie! Schönes Geschenk, ehrenvoll für beide Theile und kostenlos.“ Und Herr Schnüßler lachte behaglich, das heißt: er ließ einige Töne hören, die dem Quaken eines Frosches nahe kamen.

Die Zeitungsnotiz, welche Herrn Schnüßler diesen Genuß verschaffte, lautete folgendermaßen:

„R a u m b u r g a/d. Saale. 10. Juli. Gestern wurde der ledigen Johanna Klepperbein der sogenannte „Tugendpreis“, bestehend in 100 Mark, welche die Regierung für dienende Jungfrauen von untadeligem Lebenswandel nach Absolvierung 30-jähriger Dienstzeit ausgesetzt hat, von unserem Herrn Bürgermeister mit einer herzlichen Ansprache überreicht.“

Die 54-jährige Amalie, Wirthschafterin und Kellnerin zugleich, stand bereits seit 32 Jahren bei Herrn Schnüßler in Dienst. Bezüglich dieses Punktes war also ihre Anwartschaft auf den Tugendpreis über alle Anfechtung erhaben. Was den untadeligen Lebenswandel betraf — so lagen allerdings einige Kleinigkeiten vor, die, streng genommen und so zu sagen, besonders von Uebeldenkenden — — indessen, das war lange, lange her. Wer wußte das noch und wer würde das so genau nehmen? Das Ding ließ sich zweifellos machen. Das Nothwendigste war jetzt, mit dem Bürgermeister Rücksprache zu nehmen. Das konnte gleich heute geschehen. Dieser berichtete dann an das Ministerium — wahrhaftig, die Sache war ja äußerst leicht auszuführen. Daß ihm dieser Tugendpreis nicht schon früher eingefallen war! Das Geld liegt auf der Straße, man braucht sich bloß zu bücken, um es aufzuheben!

Herr Schnüßler erhob sich mit dem doppelt wohlthuenenden Gefühl: einem Menschen eine Freude machen zu können, ohne einen Pfennig dafür ausgeben zu müssen.

Es war jetzt 8 Uhr — zum Besuch des Bürgermeisters noch zu früh. Herr Schnüßler verfügte sich also in die Tiefe seines Kellers, um dort noch ein Stündchen mit Hilfe künstlerisch verzierter Etiquetten der Weinveredlung obzuliegen.

Als er gegen 9 Uhr, um etwas Toilette zu machen, aus den dunkeln Räumen in sein helles Schlafzimmer zurückkehrte, hatte seine Nase eine Färbung angenommen, die mit „bleu mourant“ ganz zutreffend bezeichnet werden konnte. Doch war es keineswegs dieses Umstands halber, daß er wenige Minuten später, nachdem er die spärlichen Haare seines Hinterhauptes mit einigen genialen Bürstenstrichen über den ganzen kahlen Schädel flug vertheilt und einen Hut hervorgeholt hatte, möglichst schnell und geräuschlos an der Küche, wo die gestrenge

Gattin waltete, vorüberzukommen strebte. Dies hatte vielmehr seinen Grund einzig darin, daß er als ein ehrlicher Mann, dem jede Lüge in den Tod zuwider, unbequemen Fragen über die Ursache seines frühen Ausganges aus dem Wege gehen wollte. Und aus allerlei Gründen hielt er nun einmal für besser, seiner Gemahlin den Plan bezüglich Amaliens vor der Hand noch zu verschweigen.

II.

Der Bürgermeister von Lengefeld, ein jovialer Vierziger, bekleidete sein Amt erst seit einem Vierteljahr. Er war in Folge dessen noch wenig vertraut mit den Verhältnissen des Städtchens und begreiflicherweise geneigt, den Unterthanen seines Reiches voll Vertrauen entgegen zu kommen, schon um die einem Bürgermeister so nothwendige Popularität zu gewinnen. So hörte er denn auch das Anliegen des ihm bekannten Bahnhofswirthe mit wohlwollendem Interesse und ermutigendem Lächeln an.

„Ueber den Lebenswandel der Betreffenden — denn dies kommt hier natürlich hauptsächlich in Betracht — liegt selbstverständlich nur Gutes vor?“

Herr Schnüffler bekämpfte einen leichten Hustenanfall. „Nu, das versteht sich!“ versicherte er eifrig. „Zweiunddreißig Jahre im Dienst, treu, ehrlich und fleißig, unermüdet thätig bei Tag und Nacht — kleine Ersparnisse, aber natürlich ärmliche Verhältnisse — nu, Sie wissen ja, mein Herr Bürgermeister, wie diese Verhältnisse sind — —“

„Also das Betragen dieser Amalie — daß wir uns recht verstehen — war immer ein durchaus sittliches, anständiges?“

„Nu freilich, freilich! Alle zwei Wochen Kirchenbesuch, häufig auch noch die Abendgottesdienste — gänzliche Zurückhaltung von öffentlichen Lustbarkeiten — —“

„Und ihr Wesen den männlichen Gästen gegenüber — nicht kokett, nicht herausfordernd?“

„Gott soll mich bewahren!“ rief Herr Schnüffler mit seinem süßesten Lächeln. „Wo sollte das auch herkommen, ehrter Herr Bürgermeister?! Amalie wird nächsten Monat 54 Jahre“ —

„Schon gut, mein Herr Schnüffler, aber ich meinte in früheren Jahren. Nun also: schicken Sie mir die nöthigen Papiere recht bald und der Bericht soll sogleich abgehen. Ich denke, der Preis wird dem alten Mädchen anstandslos zuerkannt werden.“

Herr Schnüffler trat den Heimweg in gehobener Stimmung an. Schon voriges Jahr war er genöthigt gewesen, Amalien eine Zulage — allerdings ohne jede Zeitbestimmung — in Aussicht zu stellen. Nun kam er auf eine so mühelose, billige Weise dazu, sein Versprechen auch halten zu können. Etwas wie Rührung erfaßte ihn über sein edelmüthiges Benehmen, gemischt mit Hochachtung vor seiner Erfindungsgabe und dieses gemischte Gefühl erweckte wiederum eine gesteigerte Liebe zu der Menschheit im Allgemeinen. Seiner Gattin brachte er in Gestalt einer Pfingstrosenknospe einen Gruß aus dem Garten in die Küche — eine Galanterie, die leider nicht die verdiente Würdigung fand; und während der Table d'hôte sah er es ruhig mit an, daß der dicke Assessor Kröppler ein

drittes Mal Pudding servirt erhielt, eine Ausschreitung, die er an jedem andern Tag leidenschaftlich verhindert haben würde. Und er betrachtete nicht nur ohne Groll, sondern mit ganz besonders liebevollen Blicken die diesen Pudding servirende gute, altjüngferliche, ahnungslose Amalie. Ja, der treffliche Gastwirth vergaß sogar über der heimlichen Freude, die ihn erfüllte, des Umstandes, daß der Buchhalter Schmidt heute Geburtstag hatte, ein Ereigniß im Leben seiner Stammgäste, das Herr Schnüffler nie vorübergehen ließ, ohne dem Jubilar glückwünschend eine Flasche Sekt zu präsentiren, geöffnet, damit sie nicht zurückgewiesen werden konnte und dem Gefeierten später natürlich in der Monatsrechnung angekreidet.

Nachmittags gewann er in Folge seiner freieren Geistesstimmung dem Amtmann und dem alten Chaussee-Inspektor vier Mark im Skat ab, und um die Freude dieses Tages voll zu machen, brachte der Hausknecht Friedrich mit dem Fünf-Uhr-Zug einen sehr honett aussehenden, feingekleideten Reisenden mit vom Bahnhof herüber.

Es gab nämlich mehrere Gasthöfe in der guten Stadt Lengefeld und die Reisenden pflegten früher nicht selten, eines albernen Vorurtheils halber, das mit Bahnhofshôtels eine gewisse Höhe der Preise verbindet, an dem Gasthaus des Herrn Schnüffler vorüber zu gehen, bis dieser auf den ingeniosen Gedanken gekommen war, bei Ankunft jedes Zuges Friedrich mit Stentorstimme ausrufen zu lassen: „Hôtel Schnüffler!“ „Hôtel Stadt Berlin!“ „Bahnhofshôtel!“ Eines dieser drei Hôtels wurde von dem Ankommenden meistens gewählt und da alle drei nur euphemistische Bezeichnungen des kleinen Gasthauses des Herrn Schnüffler waren, so hatte seitdem eine entschiedene Zunahme der Kundschaft stattgefunden.

III.

Der heute eingefangene Reisende, dem Friedrich eine kleine Handtasche und ein riesiges, unförmiges Packet nachtrug — das sich später als ein großer Globus entpuppte — verlangte zunächst nach einem „solennen Mahl“, nebst einer „Flasche Mosel“ und entdeckte sich in einem intimen Gespräch dem Herrn Schnüffler, der die Gefälligkeit hatte, mit von dem Moselwein zu trinken, als ein Privatgelehrter Namens Seidlitz, der topographischer Studien halber 2—3 Wochen in Lengefeld sich aufzuhalten beabsichtigte. Der neue Gast, ein blühender Mann in den besten Jahren, mit einem mächtigen blonden Vollbart und heiterem, freiem Gesichtsausdruck, erwies sich als ein vortrefflicher Gesellschafter, der das Herz des wackern Herrn Schnüffler sogleich dadurch gewann, daß er den „Mosel“ — er war aus der Gegend von Raumburg — über die Maßen lobte und die ihm aufgetragenen Rühreier mit Schinken für seine „Leibspeise“ erklärte. Mit diesem Ausdruck bezeichnete er zwar in den folgenden Tagen und Wochen noch oftmals auch viele andere, ja die meisten Gerichte, wußte es aber immer so überzeugend zu bethätigen, daß der treffliche Wirth, der sonst ein leichtverständliches Mißtrauen gegen „Privatgelehrte“ hegte, sich völlig entzückt und eingenommen von seinem Gaste zeigte, der seinerseits sich nicht minder im Hause des Herrn Schnüffler wohl zu behagen schien und stets einen vorzüglichen Appetit und einen noch besseren Durst von seinen

„Vermessungen“ mit nach Hause brachte, die er merkwürdigerweise ohne alle sonst üblichen Instrumente vorzunehmen pflegte.

An der Table d'hôte war er bald hochbeliebt, er erzählte in virtuoser Weise höchst gewagte Geschichten, von denen er einen unerschöpflichen Vorrath besaß und benahm sich bei allen Gelegenheiten, wo etwas zum Besten gegeben werden konnte, auf das allergentilste, so daß seine Beche bald eine für den Wirth recht erfreuliche Höhe erreicht hatte.

Mit Herrn Schnüßler stand er längst auf dem Duz-Fuße. Dieser besuchte ihn zuweilen Abends auf seinem Zimmer, wo Herr Seidlitz ihm dann an dem auf dem Tische aufgestellten großen Globus allerlei Wissenschaftliches demonstirte, das Herrn Schnüßler, der es nicht verstand, mit ungeheuerem Respekt vor seinem Gast erfüllte.

IV.

So mochten nahezu drei Wochen vergangen sein, als Herr Schnüßler eines Morgens vom Bürgermeister die Nachricht erhielt, daß die Regierung den Bericht über die zum Jugendpreis vorgeschlagene Amalie Bschille zustimmend beantwortet habe. Nach Vornahme einiger letzter Formalitäten werde dem Gesuche zweifelsohne entsprochen werden und es sei demnach vermuthlich schon in den nächsten Tagen der Auftrag zur Ueberreichung des Preises zu erwarten.

Herr Schnüßler hatte sich auf diese freudige Nachricht hin nicht enthalten können, Mittags an der Table d'hôte nunmehr den von ihm gethanen Schritt und den glücklichen Erfolg desselben mit bewegter Stimme mitzutheilen, eine Eröffnung, bei welcher die zehn Stammgäste sich erst schweigend ansahen, dann aber in ein so unbändiges Gelächter ausbrachen, daß die dunkel erglühende Amalie, die bei dieser Gelegenheit das erste Wort über die ihr zugedachte Ehre vernahm, in die Küche entfloh.

Wohl dreimal mußte der geschmeichelte Gastwirth mit jedem seiner Gäste auf „den genialen Schnüßler“ und die „Tugendboldigkeit“ der Jungfrau Amalie anstoßen. Auch Amalie, im Triumph vom Amtmann und dem Assessor Kröppler aus der Küche geholt, sah sich gezwungen, wohl oder übel Bescheid zu thun.

Der Jugendpreis bildete natürlich das Hauptgesprächsthema auch bei der nach Quantität wie Qualität gleich bescheidenen Bowle, die der treffliche Gastwirth gegen acht Uhr den vollzählig versammelten Stammgästen auf den Tisch stellte, in der stillschweigenden Voraussetzung, daß das Präsent einige weitere größere Bowlen nach sich ziehen würde, die die kleine Auslage reichlich lohten. In diesem Kalkül hatte er sich denn auch keineswegs verrechnet, die Stimmung ward zusehends eine höchst animirte und Herr Seidlitz, der als Präsident fungirte und mit dem Vortrag seiner tollsten Anekdoten wahre Heiterkeitsstürme entfesselte, bestellte allein drei Flaschen Heidsiek Monopole. Die Pfropfen knallten um die Wette, Gläserklingen, Zurufe und schallende Hochs wechselten mit einander, kurzum, es war ein Spektakel, wie er lange nicht hier gehört worden war!

Gegen 9 Uhr kam noch ein Fremder dazu, der den Hausknecht Friedrich in der Stadt nach einem Gasthof angesprochen und von diesem hierher gewiesen worden war, ein freundlicher, älterer, kleiner Herr mit grauen Bartkotelettes und goldner

Brille, der erst abseits von der lustigen Ecke einsam ein Paar Bissen verzehrte, bald aber der dringlichen Einladung des Herrn Schnüßler Folge leistend, sich der ausgelassenen Tafelrunde zugesellte, der er sich als ein Dr. Wellmer vorstellte, der in Geschäftsangelegenheiten das Städtchen besucht und mit dem Zehn-Uhr-Zug nach der Residenz zurückzukehren beabsichtige.

Die wiederholten Anspielungen, die mancherlei Toaste auf die „untadelige Amalie“, auf den „Tugend Schnüßler“, den „Jungfrauen-Entdecker“ veranlaßten den neuen Gast, nach der Veranlassung des Festgelages zu fragen, und die ihm von allen Seiten in den übermüthigsten Ausdrücken ertheilte Auskunft schien ihn so außerordentlich zu ergötzen, daß er einen richtigen Lachkrampfanfall bekam und dadurch wieder die übrige Gesellschaft zu tollsten Heiterkeitsausbrüchen hinriß.

Der Dr. Wellmer erholte sich zuerst wieder und rief mit allerdings von Lachtränen fast erstickter Stimme, die in dem ungeheuern Tumult, dem um ihn herum sich kreuzendem Lachen, Zurufen und Gläserklingen kaum zu Gehör kam: „Ich lache mich schief, ich lache mich schief! Nein, es ist herrlich, himmlisch, göttlich! — Herr Schnüßler soll leben! Eine geniale Idee! — Diese Amalia hat also — ist also — hahahaha — so zu sagen doch von der Liebe Macht — hahahaha“ —

„Dreimal — nur dreimal!“ quakte Herr Schnüßler, der sich bewältigt vom Lachreiz und dem vielen genossenen Sekt in einen Schaukelstuhl geworfen hatte, während helle Thränen über sein dickes Wirthsgesicht und die Karfunkelnase flossen. Seidlitz hielt den Amalie kopirenden, sich altjüngferlich sträubenden Amtmann umfassen, von dem dicken Assessor und dem Chauffee-Inspektor umgeben, die, den Oberkörper und das eine Bein wagerecht ausgestreckt, mit Jenen eine Ballettschlußgruppe improvisirten, während die Uebrigen unter Anführung des Buchhalters Schmidt um die Gruppe und den in seinem Sessel vor Lachen fast erstickenden Dr. Wellmer herum einen „Schaukelwalzer“ aufführten und dabei die bekannte Melodie mit fürchterlichen Krastimmen intonirten!

Doch da schallte die Hausglocke in den Heidenspektakel und der intelligente Friedrich erschien in der Thür, um den Dr. Wellmer zum Zuge abzurufen.

Mit der äußersten Anstrengung nur gelang es dem Letzteren, der schnell Hut und Stock ergriffen, in dem ohrenzerreißenden Tumult sich zu verabschieden. Unter zehnmal wiederholtem Händeschütteln der ganzen Gesellschaft, die ihn durchaus nicht fortlassen wollte, und nach mehrfachen Umarmungen des auf dem Nährungsstadium angelangten Herrn Schnüßlers glückte es ihm endlich aus dem Lokal zu entkommen, aus dem ihm noch bis an den Perron ein dreimaliges donnerndes Hurrah nachschallte.

V.

Andern Tages empfing Herr Schnüßler, der eben die Tische für die Abendgäste bereit stellte, ein Billet vom Bürgermeister, das er in freudiger Erregung öffnete, die aber während der Lektüre einen ganz anderen Charakter annahm. Das Billet enthielt folgende Zeilen:

Der Herr Regierungsrath Dr. Wellmer, der gestern Nachmittag in Angelegenheit Ihres Gesuchs bei mir verweilte, theilt mir soeben mit, am selben Abend aus Ihrem eigenen Munde

⌘ Vom Narren-Abend. ⌘



— Was gibt's denn da zu lorgnettiren, Alter?
 — Die Landschaft kommt mir so bekannt vor . . .



— Ich warte auf den größten Narren . . .
 — Wollen wir nicht 'mal Vergleiche anstellen?

gehört zu haben, daß die bei Ihnen in Diensten stehende Amalie Zschille eine, vielleicht wiederholte Niederkunft gehabt hat.

Wie Sie unter diesen Umständen die Dreistigkeit haben konnten, auf Ertheilung des Tugendpreises für die genannte Person anzutragen, wird eine Untersuchung ergeben, die ich mir vorbehalte.

Der Stadtrath zu Lengsfeld.

Dr. Stumm, Bürgermeister.

„So ein — na, das muß ich sagen“ zischte Herr Schnüßler, dessen breite Züge viel von ihrem schönen, rothen Kolorit verloren hatten. „Pfui Teufel, so was ist mir doch noch nicht vorgekommen! Drängt sich in die Gesellschaft — nein, so ein hinterlistiger — — Was spionirst Du hier? Was hast Du hier zu suchen?“

Diese letzten Worte galten dem Hausknecht Friedrich, der spähend seinen Kopf zur Thür hereingesteckt.

„Weil ich Sie was zu geben habe, Herr Schnüßler.“ Und damit holte Friedrich aus dem Laß seiner blauen Schürze einen Brief hervor. „Von Herrn Seidlitz.“

„Von wem?“ rief Herr Schnüßler, dem ein sonderbarer Schreck in die Beine fuhr.

„Von Herrn Seidlitz, dem ich eben die Tasche an den Zug habe bringen müssen.“

„An den Zug? Nu — der wird doch nicht —“ und Herr Schnüßler riß das Couvert herunter.

Lieber Schnüßler!

Vom Schicksal genöthigt, Dein mir so liebgewordenes Heim zu verlassen, muß ich Dich bitten, meine kleine Zecher aus dem Erlös des zu diesem Zweck zurückgelassenen Globus —

„So ein Hallunke! So ein Schweinepriester! So ein niederträchtiger Schuft! Und Du altes Heupferd hilfst ihm noch beim Durchbrennen, Du läßt ihn ruhig fortfahren, Du hältst den Kerl nicht fest, Du, Du — mach', daß Du 'rauskommst — Du bist und bleibst das dümmste Trampelhier auf Gottes Erdboden!! Wenn Du noch lange stehst, hau' ich Dir eine 'runter — Du einfältiges Schafsgesicht! Und Sie könnten auch was Besseres thun, als hier zu steh'n und die Augen aufzureißen, Amalie! Ihretwegen ist die ganze Schweinerei. Hätten Sie sich besser aufgeführt, da wär' ich jetzt nicht bla-mirt. Das kommt aber von meiner Gutmüthigkeit — na, an den Tag will ich zeitlebens denken! Das war ein rechter Unglückstag!“



Für alle Tage.

Ehregel: Im Anblicke der Braut mußt Du die Schwiegermutter vergessen können.

*

Jede Frau fordert von Dir mehr Treue, als sie selbst halten kann.

*

Zwei feindliche Frauen versöhnen sich oft, um sich gegen einen Mann zu vereinigen.

Germain d'Ange.

*

Wer nicht kämpfen will, soll nicht von Siegen träumen.

*

Verzage nicht, siehst Du die Blüten welken!
Die schaffende Kraft stirbt nicht mit ihnen.

*

Die rasch dahin stürmende Zeit ist der beste Arzt für die Leiden, die uns die Stürme der Liebe brachten.

*

Das Glück gleicht einem launenhaften Weibe, wir müssen um seine Huld oft lange werben, ist es aber endlich unser geworden — betrügt es uns zumeist.

*

Der Geist des Genies ist wie das Feuer eines Brillanten, aus seinem kleinsten Splitter sprüht es uns entgegen.

G. v. Schulpe.

Volksthümliche Sternkunde.

Von Armand Silvestre.

I.

„Wenn Du diese Zeilen liest, werde ich zu leben aufgehört haben. Da ich Deinem gütigen Andenken keine unverdienten Thränen rauben will, entschlief ich mich am Rande des Grabes zu dem peinlichsten Geständnisse. Beweine mich nicht, Bergace! So gutmüthig Du auch seiest, beweine mich nicht! Ich habe Dich abscheulich betrogen. Und mit wem, Du grundgütiger Himmel? Mit Papoul, Deinem besten Freunde, dem unwürdigen Gefährten Deiner Kindheit! Uebrigens sieht auch er das Abscheuliche seines Betragens ein und erliegt seinen Gewissensbissen. Gemeinsam haben wir den Entschluß gefaßt, den ich Dir ankündige. Du wirst mit einem Schlage befreit werden von einer ehebrecherischen Gattin und einem falschen Freunde. Und doch war unser Leben zu Dreien ein so liebliches! Oft fragte ich mich, wie es möglich sei, daß die Sünde so die Freuden der Unschuld genießen könne? Du warst blind, Bergace, blind über alle Maßen! und wir haben uns geliebt, ich und Papoul, mehr als man es träumen könnte. O Gewissen! warum hast Du in unserem köstlichen Glücke Deine Stimme erhoben? . . . Nun ist unser Entschluß gefaßt. Wir gehen zusammen in den Tod, ich und Papoul, und Du, Bergace, wirst Dich trösten. Wenn Du jemals unsere armen Leichname findest, trenne uns nicht im Grabe! Lebwohl,

Du bester aller Ehemänner! Nur mit Bedauern scheid ich von Dir. Doch Papoul bittet mich, ihm ein wenig Raum auf dem Papier zu lassen, damit auch er Dir seinen letzten Gruß senden könne.

Diejenige, die den Tod dem Verrathe vorzieht:

Micheline.“

Unterhalb dieser Zeilen waren von einer anderen Hand die folgenden zu lesen:

„Lebewohl, bester der Freunde! Jetzt, nachdem Du weißt, wage ich nicht zu sagen, daß ich Dich umarme; aber mein Herz blutet. Aber warum warst Du auch so ein Tropf! Hättest Du gleich Anfangs Lunte gerochen, so hättest Du mich hinausgeworfen und hättest nicht den Tod zweier Wesen verursacht, die der Niedertracht unfähig sind. Doch, ich will Dir keine Vorwürfe machen. Wir verzeihen Dir, ich und Deine Frau, ehe wir von hinnen scheiden.

Derjenige, der aufrichtig bedauert, Dich gekannt zu haben.

Papoul.“

II.

Als Herr Bergace Papillon um 5 Uhr aus seinem Bureau heimkehrte und auf dem Tische statt der gewohnten Bedecke diesen Doppelbrief fand, glaubte er in die Erde versinken zu müssen. Nachdem er in vollständigster Verblüffung den Brief gelesen hatte, (nicht ohne sich vorher die Augen zu reiben, um sich zu überzeugen, daß er nicht träume,) begann er wie ein Narr durch das Haus zu laufen, rufend, heulend, mit dem Kopf an die Wand rennend. Allein, all' der Lärm rief kein menschliches Echo hervor. Da eilte er denn aus dem Hause, schnurstracks zu dem Polizei-Kommissär. Dieser empfing ihn ziemlich schlecht, denn er ward von einem Freunde zu einem Gläschen Wermuth erwartet. Man nahm indeß seine Anzeige in ein schmieriges Protokoll auf. Doch damit begnügte sich Bergace nicht. Er sprang in einen Fiaker und ließ sich die ganze Nacht herumführen, überallhin, wo eine unbestimmte Hoffnung ihn die beiden Flüchtigen vermuthen ließ. Zur Vergeltung geneigt stieß er von Zeit zu Zeit die Worte hervor: „Kehret zurück, ihr Unglücklichen! Ich will lieber ein Hahnrei sein! . . . Mein lieber Papoul! . . . meine theure Micheline! . . . Alles Unrecht ist auf meiner Seite . . . Ich gehe fort, wenn ihr wollt, aber sterbet nicht! . . .“ Während er im Dunkel seines Wagens sich härmte, schlugen Wegelagerer seinen Kutscher nieder und nahmen ihm selbst Alles ab, was er bei sich hatte. Der dämmernde Morgen fand ihn auf dem Rasen am Wege liegen, mit zerrissenen Kleidern und zerschlagenen Gliedern. Kaum nach Paris zurückgekehrt kaufte er das „Petit journal“, wo er folgende Tagesneuigkeit las: „Gestern Abend erregte ein Doppel-Selbstmord die peinlichste Aufregung unter den Spaziergängern, welche in der Nähe der Alma-Brücke frische Luft schöpften. Ein junger Mann und eine junge Frau, die sich bis dahin ganz unauffällig benommen hatten, schlangen sich plötzlich über das Geländer der Brücke und stürzten sich in den schäumenden Fluß. Schiffleute eilten sogleich herbei, um sie zu retten; allein nach zwei Stunden vergeblichen Suchens mußten sie die Hoffnung aufgeben, die Leichen der Unglücklichen den betrübteten Angehörigen wiedergeben zu können.“ Der

gute Vergace zerfloß in Thränen, als er diese Notiz las. Zwei Monate hindurch ging er täglich nach der Leichenkammer und er stand im Briefwechsel mit den Behörden aller Städte, die am Flusse lagen. Aber nichts, nichts! die Tiefe wollte ihre Opfer nicht wiedergeben.

III.

Ach, es war ein herber Schlag für den armen Bureau-Menschen. Er hatte Micheline angebetet, obgleich diese ihn stets mit wohlwollender Geringschätzung behandelte, und Papoul war ihm unentbehrlich geworden, wenngleich dieser sich in seiner Gesellschaft augenscheinlich langweilte. Die erste Zeit der Einsamkeit war schrecklich, ein Jahr verfloß, ehe Vergace den Muth fand, Zerstreuung in seinem Schmerze zu suchen. Endlich entschloß er sich dazu und nahm eine Geliebte; allein, er merkte bald, daß man auch von einer einfachen Konkubine betrogen werden kann und verzichtete endgiltig auf die Liebe. Er versuchte es jetzt mit der Politik und kandidirte für den Gemeinderath. Allein die unversöhnliche Rechtschaffenheit seines Charakters litt gar sehr durch alle die Zugeständnisse, die man machen muß, wenn man heutzutage im öffentlichen Leben Erfolg haben will. Den Manövern seiner Gegner nicht gewachsen, schwur er hoch und theuer, nie wieder in einen Kampf sich einzulassen, wo Lug und Trug, Gleichgiltigkeit gegen das öffentliche Vermögen und ein in seinen Mitteln nicht wählerischer Ehrgeiz die Waffen sind.

Nun verlegte er sich auf die Angelfischerei; allein, sobald ein Fischlein nach dem Köder schnappte, glaubte der Unglückliche in der durchsichtigen Fluth zwei Leichen heranschwimmen zu sehen, in deren Haaren seine Angel sich verfangen hatte. Und so gab er den Fischfang auf.

Noch blieb ihm die Wissenschaft. Er studirte, wie eben ein Spießbürger studiren kann, der seinen wissenschaftlichen Arbeiten nur die Muße seines mühevollen Lebens widmen kann. Die Werke Arago's, die keine große Vorbildung erheischen, entzückten ihn ganz besonders und er schaffte sich eine Menge kostspieliger Fernrohre an, um in stillen Sommernächten die Sterne zu beobachten. Er begann sogar, über die Sterne zu schreiben und erzielte auf dem von dem Institute zu Pont-à-Mousson ausgeschriebenen Wettbewerb eine ehrenvolle Erwähnung. So begründete er sich in der Provinz einen kleinen Ruhm, welcher immer mehr zunahm.

IV.

Da seine eigenen Mittel ihm nicht gestatteten, ein großes Teleskop zu kaufen, ging er dreimal wöchentlich nach dem Concorde-Platz, zu dem Astronomen, der hier im Freien sein Riesen-Fernrohr aufgestellt hatte und der Herrn Vergace für ein mäßiges Abonnement die Benützung seines Instrumentes einräumte. Hier konnte nun unser Freund nach Herzenslust den Bau des Mondes, dieses seltsamen Satelliten der Erde, studiren. Trotz der neuen, streng mathematischen Richtung, der er sich gewidmet hatte, war Vergace vor Allem ein Mann der Einbildungskraft geblieben und wob um die sichtbaren Eigenthümlichkeiten dieses Gestirns eine Menge kleiner psychologischer Romane. Wo das Auge des Alltagsmenschen nur eine Kette von vulkanischen Bergen zu sehen glaubt, sah Vergace zer-

störte Städte und wiedererstehende Orte. Denn er wollte keinen Augenblick zugeben, daß der Mond unbewohnt sein könne. Ueber diesen Gegenstand hatte er mit dem Eigenthümer des Instrumentes, der ein Skeptiker und Atheist war, philosophische Auseinandersetzungen von höchstem Interesse.

Eines Abends, als der aufsteigende Nebel die Luft erfüllte und zu allerlei Wahnvorstellungen verleitete, stand Vergace in heftiger Betrachtung, das Auge in den riesigen Tubus versenkend, als ein Mops, der wahrscheinlich die neugierigen Leute nicht ausstehen konnte, ihm eine Wade zu benagen wagte. Vergace versetzte dem Thier einen kräftigen Fußtritt und wandte sich dann wieder zu seinem Instrument. Da entrang sich ein Schrei der Ueberraschung seiner Brust; er erbebt am ganzen Körper und schwere Thränen trübten sein Gesicht. Plötzlich raffte er sich auf, warf dem alten Astronomen Alles hin, was er an kleiner Münze bei sich hatte und rannte davon, geradenwegs nach Hause, wie ein Mensch, dessen Vernunft umnebelt ist.

V.

Was hatte er denn gesehen? In dem unbestimmten Lichte, welches an jenem nebeligen Abend geherrscht, hatte er deutlich zwei bekannte Gesichter wahrgenommen: Micheline und Papoul, die vor seinen Augen in dem unermesslichen Raume Küsse austauschten. So wohnten denn ihre Seelen im Monde, ihre Leiber waren auferstanden, ihre Liebe hatte wieder aufgelebt, durch die Metamorphosen gleichsam verjüngt. Welche Entdeckung! Dieser Mond, welchen die Unwissenden sich unbewohnt vorstellen, hat in der Sternennwelt eine ganz besondere Bestimmung. Er nimmt die Verliebten auf und ist ein Zufluchtsort des Ehebruchs. Dies ist kein ehrenhaftes Gewerbe, aber man thut, was man kann. Zu diesem Gestirn müssen alle posthumen Flüche der ungetrösteten Hahnreie emporsteigen. Doch Vergace gehörte nicht zu diesen. Fortan der Wissenschaft allein huldigend, war ihm der Gedanke ganz gleichgiltig, daß dort oben, in der Heiterkeit der himmlischen Sphären, seine Schande eine Fortsetzung fand. Er schloß sich in seinem Zimmer ein, nahm seine gute Feder zur Hand und ging daran, eine Denkschrift zu verfassen, welche für das Pariser Institut bestimmt war, eine Denkschrift, in welcher er seinen eigenen Ruf den heiligen Interessen der Astronomie opferte, indem er die Dinge erzählte, so wie sie sich begeben hatten, mit allen ihren Einzelheiten. Dieses kostbare Dokument war schon unter der Presse, als eines Morgens ein Zeitungs-Artikel mit der Ueberschrift: „Zwei Auferstandene“ die Aufmerksamkeit Vergace's fesselte. Der Artikel enthielt, kurz erzählt, Folgendes: „Gelegenheitlich der Nachforschungen wegen eines bedeutenden Diebstahls hat die Polizei in einer Villa zu Bas-Meudon, welche man für unbewohnt gehalten, zwei Personen entdeckt, deren Identität nur mit vieler Mühe festgestellt werden konnte. Und doch ist es heute so viel wie sicher, daß man es nicht mit Uebelthätern zu thun hatte, sondern nur mit Verliebten. Die Frau ist eine Dame Micheline P . . . , die vor zwei Jahren aus dem ehelichen Hause geflohen war, indem sie vorgab, einen Selbstmord verüben zu wollen. Der Mann ist ein Herr Papoul B . . . , der Gefährte und Urheber dieser Ehebruchs-Komödie, der auch den Bericht über den Doppel-Selbstmord einer Zeitung eingesandt hatte. Die beiden Schwindler . . .“ Vergace las nicht

weiter; er griff sich an den Kopf, der ihm schier bersten wollte. Was sollte aus seiner Denkschrift, und fürder aus seiner Ruhe werden? Aber ist's möglich? Er hatte sie doch ganz deutlich im Monde gesehen! O freilich! der verdamnte Mops war an Allem schuld. Als Vergace nach ihm stieß, hatte er das Teleskop aus seiner Richtung gebracht, ohne es zu merken, und hatte es unbewußt gerichtet — wohin glauben Sie? Nach dem Fenster der Villa zu Bas-Mendon, wo unser Liebespaar bei anbrechender Nacht frische Luft schöpfte, nicht ahnend, welch' ein ungeheures astronomisches Instrument ihre Liebessungen bespähete. Vergace hatte schöne Sachen gesehen! . . . Aber dies hinderte ihn nicht, seine Frau wieder in Liebe aufzunehmen und auch Papoul dürfte seine frühere Stelle eines Hausfreundes wieder antreten . . .

Mädchen, mit dem kurzen Röckchen

Mädchen, mit dem kurzen Röckchen
Bist Du jedem Mann begehrlieh —
Gerne führt' ich Dich zum Pfarrer,
Doch beim Pfarrer ist's gefährlich.

Unser Pfarrer würde schelten
Und ins liebe Ohr Dir sagen:
Daß Du mußt ein langes Röckchen
Ehrbar und bescheiden tragen.

Aber nur im kurzen Röckchen
Bist Du, Mädchen, zum Verführen —
Ach, ich sink' zu Deinen Füßen:
Laß Dich meine Sehnsucht rühren!

Sei mein Schätzchen, sei mein Liebchen
Nur ein närrisch-süßes Jährchen —
Tanz' wie vor im kurzen Röckchen,
Später werden wir ein Pärchen.

F. H. Kanowski.

Der Schuh.

Von Th. de Banville.

I.

Man muß dem Leben gestatten, dieselbe Reihenfolge von Geschehnissen, ja auch dieselben Anekdoten zu wiederholen, man würde ja sonst von dem Leben eine Vielfältigkeit der Erfindung fordern, die wir selbst von den beliebtesten Romanciers nicht verlangen! Gleichwie Amasis, König von Egypten, sich in die thrazische Buhlerin Rhopopis verliebte, von der er nichts als den Pantoffel gesehen hatte, und gleichwie der gläserne Pantoffel Aschenbrödel's genügte, um einen wunderschönen Prinzen zu ihr in heißer Liebe entbrennen zu lassen: ist es vor nicht gar langer Zeit geschehen, daß ein lebenswürdiger junger Mann, Namens Lucien d'Ar-

gème, schön, reich, Künstler bis in die Fingerspitzen, der, obgleich nur ein einfacher Weltmann, für die Damen die Kunst Benvenuto Cellini's ausübte, d. h. ihnen Flacons, Ringe, Reitpeitschen-Rnäuse ziselirte, — daß dieser junge Mann also sich wahnsinnig verliebte in einen kleinen Schuh, folglich in den Fuß, welchen dieser Schuh bekleiden, und in die Frau, welcher dieser wunderbare Fuß angehören sollte.

Es war ein ganz gewöhnlicher, prosaischer Vorfall, als ob das Schicksal die Legende vom ägyptischen König und das Märchen von Aschenbrödel in modernem Lichte zeigen wollte. Ein Schuhmacher, der in einem großen Einband-Tuche von grüner Feinwand mehrere Bündel Schuhe trug, ließ, während er einem Tramway-Wagen nachlief, einen kleinen Schuh fallen, welcher just Herrn Lucien d'Argème auf den Fuß fiel. Der junge Mann hob den Schuh auf und eilte dem Schuhmacher nach, um ihm sein Eigenthum zurückzustellen. Allein, der Fußbekleidungs-Künstler hatte bereits den Tramway-Wagen erreicht, der auch alsbald in einem Gewühl von Fuhrwerken jeder Art verschwand. Mit dem Schuh allein geblieben verlor Lucien sogleich und für immer sein Herz an das kleine Ding. Und doch hatte der junge Mann bis zu diesem Augenblicke niemals die kleinen Füße geliebt; er war zu sehr Künstler und zu sehr ein Freund schöner Proportionen, um etwas zu bewundern, was er für unförmig, für einen Verstoß gegen das Schöne hielt. Allein, bekanntlich kommt die Liebe oft plötzlich wie der Blitz und das ist eine Wahrheit, mit der sich nicht streiten und nicht kämpfen läßt.

Seit jenem Tage kannte Lucien nur eine Beschäftigung: die Salons, Promenaden, Sommerfrischen, Bäder, Bälle und Konzerte aufzusuchen, um die Eigenthümerin dieses gottvollen Schuhes zu finden, der nicht an seine Adresse gelangt war. Er erschien auch in den Läden der Schuhhändler und kaufte so viele Schuhe, Pantoffel und Stiefelchen zusammen, daß man damit ein Jahrhundert hindurch das ganze Menschengeschlecht hätte bekleiden können; doch er fand nirgends was er suchte. Durch seine fortwährende Uebung im Zeichnen daran gewöhnt, mit dem bloßen Blick ein genaues Maß abzunehmen, prüfte und maß er in der Gesellschaft alle Damensfüße, als wäre er selbst ein Schuster, und er vergaß des göttlichen Gebotes, daß der Mensch gen Himmel schauen soll. Wiederholt sah er Füße, welche beiläufig die Größe des Schuhes hatten, dieselbe Länge, dieselbe Breite, dieselbe Form, aber es war doch nicht dieselbe Konstruktion, in der sich Kraft, Eleganz, Behendigkeit und Anmuth vereinigten.

II.

Doch ereignete es sich einmal, auf einem Ball beim englischen Gesandten, daß Lucien d'Argème, der unversehens in einen kleinen Salon eingetreten war, wo die Gemahlin eines Staatsrathes, Frau von Cheilus, vor einem Spiegel ihren Kopfschuß ordnete, daß Lucien d'Argème, sage ich, nach seiner Gewohnheit den Fuß der Dame betrachtend, diesen als denjenigen zu erkennen glaubte, welchen er anbetete, ohne ihn je gesehen zu haben. Doch er täuschte sich; es war wohl beinahe, aber doch nicht ganz dieser Fuß. Indes hatte Lucien, um sich seiner Sache zu vergewissern, sich der Dame tollkühn zu Füßen geworfen. In dieser Stellung glich er natürlich zum Verwech-

sein einem Manne, der eine Liebeserklärung machen will. Genau in diesem Augenblicke trat der Gemahl der Dame ein. Ein Duell war unvermeidlich; Lucien d'Argème erhielt einen Stich in die Brust, der ihn sechs Monate lang an das Krankenbett fesselte.

Während dieser langen Zeit des Leidens und der nothgedrungenen Zurückgezogenheit erhielt er häufig den Besuch seines Freundes Emil Naura, Maler und Bildhauer zugleich, der in dem Ehrenhandel mit Herrn von Cheilus einer seiner Zeugen gewesen. Natürlich erschloß Lucien diesem Freunde sein Herz. Naura sagte nichts, aber als sein Freund ganz geheilt war und ausgehen durfte, führte er ihn in eine elegante Schwimmschule, wo die beiden jungen Leute häßliche, verkrümmte, unförmige Füße sahen, dann in ein Volkshaus, wo sie bei Leuten aus den armen Klassen gesunde, frei entwickelte, schöne Füße sahen, die oft werth waren, einem Bildhauer als Modell zu dienen.

Und als sie aus den Bädern kommend längs des Flusses dahin wandelten, sprach Naura:

— Mein Freund, Sie haben jetzt den Beweis, daß der Fuß, den Sie suchen, nicht in der vornehmen Welt zu finden ist; aber auch nicht in Bürgerkreisen; denn die sehr reichen und reichen Leute genießen das Vorrecht, von ihren Schuhmachern gequält und verstümmelt zu werden; die schönen Füße gehören solchen Leuten, die in ihrer Jugend ihre Füße mit Pantoffeln, zerrissenen Schuhen oder auch mit gar nichts bekleideten. Es ist demnach unschwer zu errathen, daß Diejenige, für die der Schuh bestimmt war, eine Frau aus dem Volke war. Ja, ich gehe noch weiter. Es ist gar nicht schwer zu wissen, wie ihr Gesicht und ihr Wuchs beschaffen ist, und ihr genaues Portrait zu zeichnen; und ich bin in der That entschlossen, ein Pastellbild von ihr zu malen, das ganz ähnlich werden soll und es Ihnen zum Geschenk zu machen.

— Oh, wie wäre Das möglich? rief Lucien erstaunt.

— Folgen Sie aufmerksam meinen Schlüssen, die ganz einfach sind. Wir sind darin einig, nicht wahr, daß die in Rede stehende junge Frau oder vielmehr das junge Mädchen vollkommen schön ist; es kann auch nicht anders sein, da Sie sie lieben. Sie kann kein Kind sein, denn der Schuh zeigt einen vollkommen ausgebildeten Fuß. Sie hat also das Alter des Weibes erreicht und dennoch ist ihr Fuß ein Wunder an Kleinheit. Da wir nun nicht annehmen können, daß die Vielgeliebte in ihrem Bau schlecht proportionirt und unförmig sei, so ist sie wie ihr Fuß: klein und zart. Doch, da sie nicht wie ein Bündhölzchen aussehen kann, muß nothwendiger Weise die Schwächigkeit ihres Wuchses durch eine Neigung zur Fülle gemildert und erheitert sein. Sie gleicht einem noch jungfräulichen, kleinen Faun. Hätte sie schwarze Haare und allzu korrekte Züge, so würde sie einer zwerghaften Karrikatur einer tragischen Figur gleichen; wäre sie nebelhaft blond, so würde sie einer kindlichen Puppe gleichen. Sie hat sonach kastanienbraune, ganz glatte Haare, denn das zerzauste Haar würde ja eine zu große Masse um ihr kleines Haupt bilden. Sie ist arm, das steht fest; und doch ist dieser Schuh, aus dem geschmeidigen Leder der Thibet-Ziege angefertigt, der Schuh einer reichen Frau. Wir müssen daraus schließen, ohne uns die Sache erklären zu können, daß sie diesen Schuh nicht bekommen hätte,

selbst wenn der Schuhmacher ihn unterwegs nicht verloren hätte, und daß der Schuh für sie gemacht ward und doch nicht für sie bestimmt war. Dies ist das scheinbar unlöbliche Räthsel; doch Alles wird schließlich erklärt, selbst das Unerklärliche, und wenn es Gott gefällt, wird auch der Augenblick kommen, wo dieses Geheimniß aufgeheilt werden wird.

III.

Wie man sehen wird, täuschte sich Emil Naura in keinem einzigen Punkte, als er sich blindlings der Logik anvertraute. Nach dem Pastellbilde, das er malte, und nach seinen Andeutungen, deren scheinbare Gewagtheit einen tiefen Sinn barg, begann Lucien wieder seine Unbekannte zu suchen, dieses Mal unter dem gemeinen Volke der Weltstadt, wie man eine Nadel in einem Wagen Heu sucht. Allein, ein unerwarteter Umstand führte binnen Kurzem eine Lösung herbei, die Niemand erwartet hatte. Als Lucien eines Tages durch eine stark bevölkerte Straße ging, zog eine Firmatafel seine Aufmerksamkeit auf sich. Auf der Tafel war zu lesen: „A dt, Schuhmacher für Damen.“ Zugleich sah er, auf einer quer liegenden Spiegeltafel im Schaufenster, einen einzelnen Schuh. Und welchen Schuh! Das Paar, den Zwilling desjenigen, den er besaß, den er gefunden und der sein ganzes Leben umgestaltet hatte. Und als er in den Laden eintrat, erkannte er auch den Schuhmacher, durch dessen Unachtsamkeit er in den Besitz des Schuhs gekommen war. Er ließ sich mit Herrn A dt in ein Gespräch ein, machte bei ihm verschiedene Bestellungen und sprach von seiner Profession in einer Weise, um sich die Wohlgeneigntheit des Schuhmachers zu erwerben. Und schließlich bot er ihm vergebens bedeutende Summen für den im Schaufenster liegenden einzelnen Schuh, und da Herr A dt unerschütterlich blieb, drang er in schier unwiderstehlicher Weise in den Gewerksmann, um von ihm zu erfahren, für wen der Schuh bestimmt sei.

— Ich sehe, mein Herr, sagte Herr A dt endlich, daß Sie mich verstehen und darum will ich Ihnen — es ist zum ersten Male in meinem Leben — mein Herz erschließen. Mich verzehrt ein hochfliegender Ehrgeiz. Ich will nicht sagen, daß ich ein Künstler bin, — so reden nur die an Größenwahn leidenden Perrückenmacher — aber ich darf behaupten, daß ich ein guter Arbeiter bin. Seitdem ich mein Handwerk erlernt habe und — wie ich glaube — davon so viel verstehe, als man überhaupt verstehen kann, war es stets mein Traum, ein Meisterstück zu schaffen. Allein, um einen Hasenpfeffer zu bereiten, muß man einen Hasen haben. Den Fuß aber, den vollkommenen, den zarten und zugleich kräftigen, mit der ganzen Person in tadellosem Ebenmaße stehenden Fuß, der mir als Thema dienen sollte: ich habe ihn in der Wirklichkeit niemals gefunden! Und doch habe ich ihn in Gedanken, in meiner Vorstellung gesehen. So idealisch dieser Fuß auch war, wurde ich mit demselben dennoch vertraut; ich kannte ihn in seiner allgemeinen Zeichnung und in seinen geringsten Details; und nach seinem Bilde, das meinem Gedächtniß eingepägt war, ließ ich von Décamp, dem ersten Leistenschneider unserer Zeit, die Leisten anfertigen, die sich für mein Vorhaben eigneten. Und ich schuf das Meisterwerk, das ich schaffen wollte! Ich erzeugte ein Paar Schuhe, wie deren nie wieder gemacht wer-

den und die der Stolz meines Lebens waren. Für diesen Stolz bin ich schwer gestraft worden. Wenn ich fort ging, um meinen Kunden Schuhe zu liefern, legte ich die göttlichen Schuhe zu den übrigen in das Bündel, um glauben zu machen, daß der ideale Fuß, für welchen ich gearbeitet hatte, in Wirklichkeit existire. Und als ich eines Tages mich beeilte, um einen Tramwaywagen einzuholen, verlor ich einen dieser Schuhe, die das Werk meines Lebens waren! Ich versuchte den Schuh noch einmal zu machen, allein der Versuch wollte nicht glücken. Der Trieb der Vollkommenheit, der in uns waltet, leibt uns nicht zweimal seinen Beistand. Von den zwei Schuhen, die ein Paar ausmachten, ist mir nur der eine geblieben, gleichsam als Zeugniß dessen, daß ich einmal in meinem Leben ein Meister gewesen. Sie begreifen, mein Herr, daß ich ihn für alle Schätze der Welt nicht hergeben würde.

IV.

Tiefbekümmert kehrte Lucien nach seiner Wohnung zurück. Das Weib, das er noch immer anbetete, existirte also nicht und er mußte sich sagen wie Ruy Blas: „Erlösche, unheilvolle Flamme!“ Am andern Morgen, bei Tagesanbruch, öffnete er sein Fenster, und da der Straßenmist noch nicht fortgeschafft war, warf er, mit einem furchtbaren Riß im Herzen und einer bitteren Thräne in den Augen, den köstlichen kleinen Schuh auf den Kehrichthaufen. In diesem Augenblicke erschien links und munter, ärmlich gekleidet aber reizend ein schwächliches, kleines Mädchen, das dem Pastellbilde Emil Naura's glich, wie ein Wassertröpfchen dem andern. Schnell zog sie einen ihrer Schuhe aus und — nachdem sie mit einem raschen Blicke sich überzeugt hatte, daß Niemand durch die Straße komme, — ergriff sie den kleinen Schuh und zog ihn an. Dann suchte sie mit lüsterne Blick den andern, den sie aber nicht finden sollte, da er so weit weg war! Doch Lucien hatte inzwischen Zeit gefunden, auf die Straße hinabzugehen; er stand jetzt unten und bewunderte den himmlischen Fuß. Sie begannen mit einander zu plaudern und verständigten sich bald; denn nach dem Austausch der ersten Blicke hatte die Kleine sich in Lucien verliebt, so schnell wie in einem Lustspiel von Shakespeare.

Sie hieß Pauline Jacquin, war eine Waise und lebte bei einer Tante, die sie arbeiten ließ wie ein Lastthier, schlecht nährte, aber umso reichlicher prügelte. Obgleich erst siebzehn Jahre alt, war sie doch frei wie ein Vogel, und glich in der That einem jungen Vöglein.

Zwei Tage später trat Pauline Jacquin, als elegant gekleidete junge Dame, am Arme Lucien d'Argème's in den Laden des Schuhmachers Adt. Ohne ein Wort zu sagen, setzte sie sich, zog ihre Schuhe aus, nahm den von Lucien gefundenen Schuh aus ihrer Tasche und zog ihn an; dann langte sie nach dem im Schaufenster stehenden zweiten Schuh und bekleidete damit ihren andern Fuß.

Herr Adt war inzwischen vor ihr auf die Kniee gesunken und bewunderte, andächtig die Hände faltend, den Fuß Paulinens.

— Er existirt also, dieser Fuß! rief er mit einem Triumphgeschrei.

— Mein Herr, sprach Pauline Jacquin zu dem wackern Fußbekleidungs-Künstler, — ich hoffe, daß Sie meinen Leisten nicht verlegt haben, denn Sie werden denselben noch öfter brauchen. Ich gedenke neben diesem jungen Herrn einher zu gehen und ihn bis ans Lebensende zu begleiten, und dabei hoffe ich gar viele Paar Schuhe zu zerreißen!

Inzwischen dachte Lucien an seinen Freund Emil Naura. Zum ersten Male begriff er, wieso dieser geniale Künstler mit ergreifender Realität die Gestalten der Semiramis und der Omphale malen konnte, die vor vielen tausend Jahren gelebt haben.

Heiteres aus allen Zonen.

Ein verfluchter Kerl.

Madame Peterson will vom Balle nach Hause und eilt nach der Garderobe, um sich anzukleiden. — Sie verfehlt aber in ihrer Hast dieselbe und tritt in ein Rauchzimmer, in welchem mehrere Lebemänner bösester Sorte eben Karten spielen.

— Ach, verzeihen Sie, spricht sie, ihren Irrthum erkennend, — ich gehe wohl unrecht — —

— Wohin wollten Sie denn, gnädige Frau? — fragt nachlässig der semmelblonde Baron Birkenstein.

— Ich wollte bloß in das Zimmer, in welchem die Kleider aufgehoben werden.

— hm, meine schöne Gnädige, da sind Sie gerade am rechten Orte.

*

Der moralische Nachtwächter.

Sehr gut muß der Nachtwächter des guten bairischen Städtchens Ansbach, welcher im Jahre 1824 seine Wächterherrlichkeit ausübte, die Eheverhältnisse besagter Stadt gekannt haben, denn in der Neujahrnacht tutete er folgenden Vers:

„Hört ihr Männer, laßt euch sagen:
Eure Weiber haben 372 Kinder getragen;
Darunter waren 112 Bankertlein —
Gott soll dem Städtlein gnädig sein.“

*

Vom großen Fris.

Eine schöne junge Dame, die sich schminkte, ohne es nothwendig zu haben, fragte einst Friedrich den Großen: „Wie ist es möglich, Sire, daß man nach so vielen glorreichen Siegen noch nach neuen Lorbeeren geizen kann?“ — „Ach, Madame,“ entgegnete der König, mit mitleidigem Lächeln die Sprecherin betrachtend: „Wie ist es möglich noch Noth aufzulegen, wenn man so schön ist?“

Gw—r.

*

Unsere Leut.

Jakob Rosenblüh verlangt von seinem Vater fünf Gulden.

— Zu was sollen Dir fünf Gulden? fragt der alte Rosenblüh.

— Nü, als ich geh' auf der Gass', kann mir Einer geben ä Patfch (Ohrfeige) und ich hab' kein Kreuzer Geld im Sack!



Gerichtshalle.

Thomas' Auge.

Médéric Gabarel ist 40 Jahre alt und übt das Handwerk eines Glockenzug-Installateurs aus. Zur Zeit seiner Wanderjahre hatte er als Schlossergehilfe das Land kreuz und quer bereiset und hatte niemals den geringsten Anstand mit den Gerichten gehabt, selbst mit dem Friedensrichter nicht. Die Auskünfte, welche der Polizei-Kommissär seines Stadtviertels über ihn lieferte, waren ausgezeichnet und an seinen Sitten konnte der strengste Splitterrichter nichts zu mäkeln finden.

Die Sanftmuth seines Charakters aber war über jeden Zweifel erhaben. „Er ist ein Lamm“ sagten Alle, die ihn kannten. Vielleicht hätten sie mit Fug und Recht hinzufügen können: „Er ist ein Widder“ — aber sie bezwangen sich.

Der arme Médéric Gabarel war leider unglücklich in seiner Ehe.

— Er ist nicht der Einzige, wird der Leser einwenden.

Das ist wahr; allein das Unglück des Einen ist kein Trost für den Andern.

Seitdem er entdeckt hat, was er entdeckt hat, schläft er nicht mehr und ist er nicht mehr . . . aber er trinkt. Von Zeit zu Zeit unterbricht er sich in seiner Arbeit, schlägt sich auf die Stirne und sagt:

— Sollte man glauben, daß da etwas sitzt?

Und er geht fort und trinkt in Gesellschaft eines Kameraden ein Gläschen, um sich zu trösten. Ein Gläschen bleibt aber selten allein, wie man weiß.

Der Anklageakt gegen Herrn Médéric Gabarel besagt Folgendes:

„Der Angeklagte, seines Zeichens Schlosser und „elektrischer“ Mechaniker, 40 Jahre alt, Rue Charnetière 129 wohnhaft, hat vor etwa drei Jahren die Melanie Moulatron, Plätterin in seiner Wäsche, zur Frau genommen. Anfänglich schien die Ehe, nach der Aussage aller Bekannten, eine sehr zufriedene. Gabarel war bei einem Spezialisten für elektrische Glockenleitungen eingetreten und verdiente da schöne Tagelöhne;

alle zwei Wochen erhielt er seinen Lohn ausgezahlt, den er unverkürzt seiner Gattin brachte. Die junge Frau erwarb ihrerseits in ihrer Plättwerkstätte einiges Geld. Wohlstand und Eintracht schienen in ihrem Hause zu herrschen.

Zu Beginn des verflossenen Jahres schloß die Patronin der Frau Gabarel „aus ganz besonderen Gründen“ ihre Plättwerkstätte und entließ ihre Arbeiterinnen. Melanie Moulatron bemühte sich vergebens, Arbeit zu suchen; der Müßiggang, bekanntlich aller Laster Anfang, war auch ihr ein schlechter Rathgeber. Sie begann in Abwesenheit ihres Gatten die Gesellschaft leichtlebiger Frauenzimmer aufzusuchen; dann ward sie eine ständige Besucherin gewisser übel beleumundeter Kneipen im Studentenviertel . . .“

Doch wir wollen dem Anklageakte nicht weiter folgen. Welchen Vergehens der Glockenzug-Installateur Médéric Gabarel sich schuldig gemacht hat, Das werden wir vom Herrn Präsidenten erfahren.

Der Herr Präsident. Gabarel, Sie waren noch niemals verurtheilt. Sie waren arbeitsam, nüchtern, sparsam, das Muster der Arbeiter, als Sie den unglücklichen Einfall hatten, sich dem Trunke zu ergeben. Warum begannen Sie zu trinken?

Der Angeklagte. Warum? Weil mein Weib eine Dirne ist, und ich ein . . .

Der Herr Präsident. Ja, ja; aber wenn Alle, die in Ihrem Falle sind, trinken wollten, um sich zu trösten, gäbe es weit weniger fallite Weinhändler. Sind Sie der schlimmen Aufführung Ihrer Gattin auch ganz sicher? Manchmal trügt der Schein . . .

Der Angeklagte. Herr Präsident, ich bin dessen sicher, daß sie mich betrügt.

Der Herr Präsident. Haben Sie sie auf frischer That ertappt?

Der Angeklagte. Das kann ich nicht, Herr Präsident. Tagsüber habe ich Glockenzüge einzurichten; und des Abends ist sie auf ihrer Hut. Aber ich habe seit langer Zeit schon gewisse Anzeichen und Das ist's, was mich bekümmert. Wenn ich von der Sache nichts wüßte, hätte sie weiter nichts zu bedeuten. Aber, wie gesagt, ich habe Anzeichen . . .

Der Präsident. Welche Anzeichen?

Der Angeklagte. Wenn ich nach Hause komme, finde ich bald ein Paar Hosenträger auf meinem Bette, bald einen Zigarrenstummel auf dem Kaminsims. Ich trage aber keine Hosenträger und rauche nicht. Und da behauptet mein Weib jedesmal, Niemand sei dagewesen! . . . Davon gar nicht zu reden, daß sie mich im Schlafe bald Jean, bald Joseph, bald Philibert nennt, während ich in Wirklichkeit Médéric heiße.

Der Herr Präsident. Aber selbst angenommen, Sie hätten begründete Ursache, sich über Ihre Frau zu beklagen, bleibt Ihnen ja immer der Ausweg der Ehescheidung . . . Und Das war doch kein Grund, Ihrer Hausmeisterin, der Madame Glapy, einen vollen Nachtopf vom dritten Stockwerk aus an den Kopf zu werfen?

Der Angeklagte. Was Das betrifft, so bedauere ich es sehr . . .

Der Herr Präsident. . . . Etwas spät! Indessen wird der Gerichtshof . . .

Der Angeklagte. Es ist von wegen des Auges . . .

Der Herr Präsident. Ist auch das Auge beschädigt worden? Der Polizeirapport meldet nichts davon.

Der Angeklagte. Ach, die Polizei-Agenten sind so nachlässig! Das Auge ist vollständig verloren.

Der Herr Präsident. Umso schlimmer für Sie.

Der Angeklagte. Ach ja; ich hielt große Stücke darauf. Es war eines der theuersten Andenken meines Lebens.

Der Herr Präsident. Von welchem Andenken sprechen Sie?

Der Angeklagte. Nun, von dem Auge!

Der Herr Präsident. Von dem Auge Ihrer Hausmeisterin? Ich verstehe Sie nicht mehr!

Der Angeklagte. Ach, wenn es nur das Auge der Madame Glapy wäre, würde ich mich nicht viel kränken. Aber die Hausmeisterin ist Alles in Allem ein wenig pommadisirt worden und daran stirbt man nicht. Die Hausbewohner behaupten sogar, daß ihr seither die Haare wachsen. Ich rede von Thomas' Auge.

Der Herr Präsident. Thomas? welcher Thomas?

Der Angeklagte. Nun, Thomas, den ich auf dem Jahrmarkt gewonnen habe.*) Er hat mir freilich 47 Franken gekostet. Aber Das war zur Zeit, als meine Frau noch ein Fräulein war und sich in interessanten Umständen befand. Sie hatte Verlangen nach diesem Thomas, und um ihr den Gefallen zu thun, spielte ich so lange, bis ich den Thomas gewann. Da waren 47 Franken hin! Aber ich muß sagen: das Auge war vorzüglich gemalt . . . Das reine Sévres-Porzellan.

Der Herr Präsident. Die Hausmeisterin ist also nicht verletzt worden?

Der Angeklagte. Nur ein wenig pommadisirt. Davon werden ihr die Haare besser wachsen.

Der Herr Präsident. Das haben Sie uns schon gesagt. Sie wissen, daß Sie nicht bloß der thätlichen Ausschreitung gegen Madame Glapy angeklagt sind, sondern auch des öffentlichen Vergehens gegen die Sittlichkeit und der nächtlichen Ruhestörung. Erklären Sie sich herüber.

Der Angeklagte. Die Sache ist sehr einfach, Herr Präsident. Der Patron beauftragte mich, einen Glockenzug zu installieren bei einer Sängerin vom Châtelet-Theater, die in der Mondgasse wohnt. Der Glockenzug war schwer anzubringen. Ich konnte erst an die Arbeit gehen, als die Sängerin vom Theater zurückgekehrt war. Und so war es denn drei Uhr Morgens, als ich, ziemlich beduselt, den Heimweg antrat. Denn wenn mir schlimme Gedanken kommen, vertreibe ich mir sie nach der bewährten Methode des Vater Noah. Ich ging zu Bette, ohne Licht zu machen, da ich glaubte, meine Frau läge an der Wandseite; und weil ich an jenem Abend Bordeaux getrunken hatte und dieser Wein mich zur Nachgiebigkeit und zur Verzeihung stimmt, sagte ich in zärtlichem Tone: „Mélanie! Mélanie!“ Niemand antwortet mir. Meine Frau war futsch!

Der Herr Präsident. Was wollen Sie damit sagen?

Der Angeklagte. Sie war ausgeflogen. In der Meinung, daß sie vielleicht bei Nachbarkleuten sei, springe ich

vom Bette; ich war dermaßen erzürnt, daß ich vergaß, mich anzukleiden. Ich öffne das Fenster und schreie Feuer! um das ganze Haus zu wecken. Da laufen alle Hausbewohner, die nach der Hofseite wohnen, an ihre Fenster und ich rief ihnen zu: „Habt Ihr Melanie gesehen? Melanie, meine Frau will ich haben!“ Das war doch mein gutes Recht . . . mein gesetzliches Recht . . .

Der Herr Präsident. Sie hatten nicht das Recht, zur Nachtzeit das ganze Haus aus dem Schlaf zu lärmern.

Der Angeklagte. Ach, in unserem Stadtviertel hatte Das nicht viel zu sagen. Die Hausmeisterin erschien im Unteroock und Nachtjäckchen, mit einem Leuchter ausgerüstet. Da sie ein böses Maul hat, nannte sie mich einen Hahnrei, ein „Simandel“ und dergleichen mehr. Um sie zum Schweigen zu bringen, ergriff ich den erstbesten Gegenstand, der mir unter die Hände kam. Ich zielte nur nach dem Leuchter, auf Ehre! Allein, das Ding fiel ihr auf den Kopf, und ich wußte auch nicht, daß die Bombe gefüllt war, — auf Ehre! Ich war sehr verdrossen, glauben Sie mir's, als ich wahrnahm, daß es der Thomas sei, den wir nur an Festtagen in Gebrauch nahmen. Ein so prächtig nachgemachtes Auge! Man konnte sich darin bespiegeln, auf Ehre! Die reine Natur! . . .

Der Herr Präsident. Und Sie sind, bloß mit dem Hemde bekleidet, in den Hof hinab gegangen?

Der Angeklagte. Nur um Thomas' Auge aufzulesen, Herr Präsident. Ich wollte es auf ein anderes Gefäß malen lassen. Da geschah es, daß die verdammte Hausmeisterin mit dem Besenstiel über mich herfiel. Als die anderen Weiber des Hauses dies sahen, eilten sie, vier Stufen auf einmal überspringend, die Treppe herab und warfen sich wie die Harpisten auf mich. Mein Hemd wurde in tausend Stücke zerlegt, ich verlor meine Pantoffeln und als ich völlig nackt war, wie vor der Assent-Kommission, geleiteten sie mich bis zu meiner Thüre und schütteten mir Wasser in den Rücken und auch anderswohin. Als ich auf unsere Stube kam, lag Mélanie im Bette und schnarchte wie eine Säge. Sie behauptete, ich sei mondsüchtig und sie wäre da gewesen, und höchstens zwischen Bett und Wand zu Boden gerutscht. Aber sie roch sehr stark nach Tabak . . . Ich möchte mein Antheil am Himmelreich verwetten . . .

Die Aussagen der Hausbewohner bestätigen das offene Geständniß des Angeklagten in allen Stücken.

Der Herr Präsident. Gabarel, haben Sie diesen Aussagen etwas hinzuzufügen?

Der Angeklagte. Nichts, Herr Präsident, als daß ich ein Pechvogel bin!

Der Gerichtshof fühlt ein Erbarmen und Méderic Gabarel kommt mit sechs Tagen Gefängniß, 50 Francs Strafe und 200 Francs Schadenersatz davon.

Der Verurtheilte denkt sogleich an seine Gattin und ruft in schmerzlichem Tone:

— Mélanie wird sich's aber gönnen in diesen sechs Tagen! Ich bin sicher, daß keine Motten in meine Matraze fallen werden!

*) Thomas — Nachtgeschirr.





— Na, Herr Onkel, da möchte man doch blos wissen, wo die Welt ein End' hat!

Heimliche Ehe.

Humoreske von Ignaz Pauer.

Herr Zephirin Kracher war ein altes, aber noch immer sehr fideles Haus. Das Fundament war wohl schon etwas wackelig, aber in den oberen Stockwerken sah es licht und freundlich aus. Es wohnte darin ein frischer, lebensfroher Kobold, der noch immer galante Triumphe feierte. — Zephirin war einer der wenigen Ausgewählten, welche ihren Beruf nicht verfehlt haben, und dieser bestand darin, ältere, mit jungen, hübschen Frauen behaftete Ehemänner mit möglichst vielendigen Geweißen zu zieren. Doch aus dem jungen Zephirin war mit der Zeit ein alter Kracher geworden und nun stellte er seine befruchtende Thätigkeit ein und zog sich mit seinem stets liebeglühenden Herzen auf ein Terrain zurück, wo mehr die Geldbörse als die Blase berücksichtigt wird.

Um diesen Herrn scharte sich eine Anzahl gleichgesinnter jüngerer Genossen, welche ebenfalls, wie einst ihr Senior, dem humanen Grundsatz huldigten, daß man das Alter ehren müsse, indem sie diesem die bereits schwer gewordene Erfüllung der ehelichen Pflichten nach Möglichkeit erleichterten. Für Zephirin bedeutete es stets einen Feiertag in seinem galanten Kalender, wenn er von einem gelungenen Streich in dieser Richtung vernahm. Warum auch hatten es diese Leute nicht gemacht wie er, der niemals auch nur im Geringsten verheirathet war und sich dabei ausnehmend wohl befand? Er hatte Niemandem Rechenschaft von seinem Thun und Treiben zu geben und wenn er ja einmal — vielleicht durch ein kleines

Unwohlsein genöthigt — zu Hause bleiben mußte, dann sorgte Gretchen für ihn mit der theilnahmsvollen Zärtlichkeit einer Tochter . . .

Gretchen's Mutter wohnte im selben Hause mit Herrn Kracher. Sie widmete sich einer zwar zurückgezogenen, aber nicht ganz geruchlosen Thätigkeit in einem Vergnügungslokale der Residenz, was aber Zephirin nicht hinderte, die Tochter anbetungswürdig zu finden. Gretchen war ein gehorsames Kind. Sie folgte den praktischen Rathschlägen der Mama und nahm sich liebevoll um Herrn Kracher an. Dieser war gerührt von der zärtlichen Fürsorge, die ihm hier nur um seiner selbst willen entgegengebracht wurde, denn Gretchen wies einerseits jede Art von Entschädigung für ihre Mühewaltung zurück und duldete anderseits auch nicht die mindesten Vertraulichkeiten. — Was des Mädchens spekulative Mutter vorausgesehen, traf ein. Kracher's abgenühtes Herz stand bald in hellen Flammen. Aber alle seine Bitten und Vorstellungen blieben erfolglos. Das ließ ihm keine Ruhe. Gretchen's Bild verfolgte ihn auf Schritt und Tritt, und als er einmal in etwas angeheiterter Stimmung nach Hause gekommen und das Mädchen in einer Situation getroffen hatte, welche alle seine Begierden mit nie gefühlter Heftigkeit rege machte, ohne daß er Befriedigung finden konnte, vergaß er alle Konsequenz und verstieg sich bis zu einem Heirathsantrage. Hier war's, wo ihn die sorgsame Mutter haben wollte. Der Antrag wurde nach einigem Für und Wider angenommen und Kracher, welcher sein ganzes Leben mit dem Studium der Frauen zugebracht hatte, war — geleimt, geleimt von einem alten Weibe, welches um kärglichen Lohn für die Erleichterung der bedrängten Menschheit Sorge trug.

Am andern Morgen freilich mopfte er sich gewaltig! Donnerwetter, er, der bisher nichts lächerlicher fand, als einen alten Mann, der ein junges Mädchen heirathete, war nun auch hineingefallen! Er schämte sich, wenn er seiner Freunde gedachte. Wenn er hier sein Wort nicht brechen und dort nicht lächerlich werden wollte, dann gab es nur ein Mittel, die Sache mußte um jeden Preis geheim bleiben.

Und so geschah es auch!

In einem entfernten, abseits von allem Verkehre gelegenen Dorfe wurde die Trauung vollzogen. Herr Kracher hatte — trotzdem er nach seiner Verheirathung eine größere Wohnung in der Nähe bezog — sein früheres Junggesellenheim beibehalten, wo er nach wie vor die Besuche seiner Freunde empfing. Wenn er nun auch weniger wie sonst „zu Hause“ war, so konnte dies bei seiner bekannten Lebensweise nicht auffallen. Das ehemalige Gretchen, die nunmehrige Frau Kracher, hatte sich willig in die Bedingung gefügt, ihrem Gatten alle Freiheit zu lassen, indem sie voraussetzte, daß es ihr bald gelingen werde, denselben zu fesseln.

So ging Alles vortrefflich und obwohl schon ein halbes Jahr seit der Hochzeit vergangen war, hatte doch kein Mensch eine Ahnung von der veränderten Lage des alten Lebemannes. Die junge Frau aber fing an ungeduldig zu werden. Tage und oft auch Nächtelang allein, fand sie es grausam und unnatürlich, von allen Vergnügungen ausgeschlossen zu sein, denen ihr Gatte so eifrig nachging. Trotz all ihrer Bitten hatte er sich nie öffentlich mit ihr gezeigt. Da hätte sie gleich ins

Kloster gehen können! Das mußte auf jeden Fall anders werden! Gretchen saun hin und her — Zeit hatte sie genug dazu — um eine Wendung zum Besseren herbeizuführen, es wollte ihr nichts Rechtes einfallen. Auch die sonst so findige Frau Mama, welche nunmehr ihre gesunderhaltende Thätigkeit aufgegeben hatte, kam auf keinen vernünftigen Gedanken. Endlich führte ein Zufall eine gründliche Lösung aller dieser Schwierigkeiten herbei.

Herr Kracher hatte mit einigen seiner Freunde einen Ausflug vereinbart. Es war ein herrlicher Sommerabend. In einem offenen Wagen fuhren vier Herren, Herr Kracher mit seiner lustigen Gesellschaft. Unter den Bäumen lustwandelten zwei Damen, Frau Kracher mit ihrer Mutter. Man begegnete und erkannte sich — beiderseits nicht eben angenehm. Wie ein Blitz kam der Entschluß, den Frau Kracher sofort zur Ausführung brachte. Ein Wink dem Kutscher, der Wagen hielt und sie trat näher. Herr Kracher fühlte sich sehr verwirrt, als ihm seine Frau mit der freundlichsten Miene die Hand entgegenstreckte.

„Alter Schneehüpfen, was ist denn das?“ rief einer der Herren.

„So etwas Apartes! Und davon schweigt er,“ äußerte der Zweite.

„Das ist der Lohn unserer Freundschaft,“ setzte der Dritte melancholisch hinzu.

„Sie haben wohl noch Platz für mich, meine Herren?“ lächelte Gretchen, mit verbindlichem Nicken die Komplimente quittierend.

„O gewiß, mein Kind,“ stimmte der Erste bereitwillig zu, indem er der jungen Frau beim Einsteigen half.

„Auf meinen Knien ist der schönste Platz,“ deklamirte der Zweite und zog sie an sich.

„Und mir erlauben Sie — es ist nur wegen der Sicherheit,“ damit schlang der Dritte seinen Arm um sie.

Der Wagen setzte sich wieder in Bewegung und Gretchen saß auf den Knien der beiden Herren, ihrem Gatten gegenüber, der sich den Angstschweiß von der Stirne trocknete. Er hatte sich bisher ganz passiv verhalten, da er erst abwarten wollte, welche Wendung die Sache nehmen würde. Jetzt galt es, möglichst gute Miene zum bösen Spiel zu machen.

„Und nun, mein Fräulein, gestatten Sie mir, uns vorzustellen,“ nahm der Erste wieder das Wort, „mein Name ist Lothar, hier der berühmte Rudi und da unser Freund Max — das genügt ja?“

„Und ich, meine Herren, heiße Luna Drehdich, Tänzerin im Etablissement Scandalia.“

Herr Kracher erröthete bis zu den Schienbeinen, als diese famose Vorstellung auf ihn niederging.

„Und darf man fragen, mein Kind,“ säuselte Rudi, „wie Sie zu der Bekanntschaft dieses alten aber höchst ehrenwerthen Herrn gekommen sind?“

„Und aus welchem Grunde dieser ehrenwerthe aber höchst alte Herr diese Bekanntschaft geheim hielt?“ fügte Lothar hinzu.

„Begreifen Sie Das?“ schloß Max mit einer höchst bedenklichen Bewegung.

„Aber laßt mir doch — das — das Fräulein in Ruhe,“ würgte Kracher mühsam hervor.

„Ach Gott, wie man zu solchen Bekanntschaften kommt, brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen,“ antwortete Gretchen, ohne den Einwurf ihres Gatten zu beachten, „auch dürfte Ihnen derlei bei diesem Herrn nichts Neues sein.“

„Nun, das wohl,“ bestätigte Max eifrig. Es lag ihm sehr daran, seinen Freund zu kompromitiren.

„Seine Bekanntschaften zählen nach Duzenden,“ sekundirte Rudi mit vielem Verständniß.

„Aber keine ist mit Ihnen zu vergleichen,“ schmeichelte Lothar.

„Meine Herren, das geht zu weit,“ entrüstete sich der gequälte Gatte, „ich finde es höchst unpassend, von solchen Dingen zu sprechen.“

„Willst Du nicht lieber den Wagen verlassen?“ fragte Max mit ironischer Höflichkeit, „Du wirst Dich ohnehin sehr beengt fühlen.“

„Was bei Deiner Konstitution sehr üble Folgen haben könnte,“ rieth Lothar theilnehmend.

Aber Kracher schien für die Fürsorge seiner Freunde nicht das richtige Verständniß zu besitzen. „Behaltet Eure dummen Späße, ich dulde es nicht, daß Gre— daß Luna bei Euch bleibt! Gre— Luna, setze Dich zu mir!“ wandte er sich an seine Frau.

„Ich werde sitzen, wo es mir beliebt, mein Herr. Man hört ja schöne Dinge von Ihnen!“

Rudi drückte Gretchen fest an sich. „Wacker, mein liebes Kind, setzen Sie sich nicht zu ihm, sein dicker Bauch würde Sie zu sehr geniren.“

Kracher schwieg. Es war das Beste, was er thun konnte.

Der Wagen hielt. Man war am Ziele angelangt, dem Restaurant, in welchem die Herren ihre vergnüglichen Zusammenkünfte zu halten pflegten. Lothar sprang ab und half Gretchen beim Aussteigen, wobei er es nicht unterließ, ihr mehr als gerade nöthig die Hand zu drücken, während Rudi und Max sie von rückwärts bedrängten. Kracher, der von der anderen Seite aussteigen mußte, warf ihnen dafür einen wüthenden Blick zu. Er hätte ihnen vielleicht noch mehr zugeworfen, aber er mußte sich beeilen, seinem Freunde Lothar zuvorzukommen, welcher Gretchen eben in die dem Genuße geweihten Hallen einführen wollte.

„Halt! Bis hieher und nicht weiter! Gre— Luna, — wir gehen!“

„Ja wohl, mein Herr, Sie dürfen sich uns anschließen, ich habe nichts dagegen.“ Damit verschwand sie mit ihrem Begleiter in der Thüre. Max und Rudi folgten und der gemarterte Ehemann beschloß zähneknirschend den Zug.

Man hatte vortrefflich gespeist. Die kleine Gesellschaft befand sich in sehr animirter Stimmung. Luna war geradezu ausgelassen lustig. Die gelungene Rache an ihrem Gatten erregte stets auf's neue ihre frohe Laune. Dieser war den ganzen Abend einsilbig geblieben und hatte die keineswegs zweideutigen Scherze seiner Genossen mit anscheinender Ruhe über sich ergehen lassen. Die junge Frau hatte sich außerordentlich wißbegierig gezeigt und nach und nach einen großen Theil der bedenklichen Streiche ihres Mannes in Erfahrung gebracht.

„Nun aber, denke ich, wär's genug, Sie alter Herr, Sie sollten doch einmal in sich gehen,“ rief sie zu ihm hinüber.

„Er käme da in ein sehr unreines Lokale,“ gab Rudi zu bedenken.

„Er sollte heirathen!“

„Das wäre er seinen Freunden schuldig.“

„Er hat so viele Ehemänner gehört, daß ihm selbst eine solche Operation sehr nützlich wäre.“

„Wir würden unserem Meister in dieser Hinsicht alle Ehre machen“ — schwirrte es durcheinander.

Kracher rückte unruhig hin und her. Das Gespräch hatte sich auf ein Thema verirrt, das ihn in solcher Situation höchst peinlich berührte. Aber er schwieg. Jede Entgegnung von seiner Seite hätte doch nur zu neuen Anzüglichkeiten herausgefordert, welche seine Eifersucht ohnehin kaum mehr zu ertragen vermochte. Die unterschiedlichen Handgreiflichkeiten, welche sich seine Freunde erlaubten und die von Gretchen geduldet wurden, fühlte er wie Stiche in seinem verfetteten Herzen. Oh, er hätte sich die Haare ausraufen können, wenn er welche gehabt hätte. Aber es sollte noch ärger kommen!

„Sie sind ja Tänzerin, mein Kind,“ hatte Rudi gesagt, „möchten Sie uns nicht etwas von Ihrer Kunst zum Besten geben?“

„Prächtiger Einfall das, die Kleine soll auf dem Tische tanzen!“

„Und wir werden dazu singen!“

„Das Lied vom alten Menelaus; Zephirin wird dirigiren.“

„Wenn es Ihnen Vergnügen macht, meine Herren, diese kleine Gefälligkeit kann ich Ihnen schon erweisen.“

Gretchen war bereit und zu Allem fähig. Was der Aergers ihres Mannes allein vielleicht nicht vermocht hätte, that der Champagner. Rasch war der Tisch abgeräumt und die junge Frau hinauf gehoben. Die Herren begannen zu singen und schlugen dazu an den Gläsern den Takt. Gretchen hob die Köpfe und gewährte ihren begeisterten Zuschauern den Anblick einer schön geformten Wade.

Das war zu viel für Herrn Kracher.

Roth und blau im Gesichte war er aufgestanden. „Meine Herren, das dulde ich nicht!“

„Ruhig Papa, mische Dich nicht in unsere Angelegenheiten.“

„Wir werden Dich zum Fenster hinaushängen.“

„Wir werden Dir Kamillenthee geben lassen, das wird Dich beruhigen.“

Gretchen hüpfte auf dem Tische wie ein Floh auf einem heißen Blech. Kracher drohte zu ersticken. „Meine Herren, ich werde den Skandal nicht länger mehr mit ansehen!“

„Gehe nach Hause!“

„Das werde ich thun, aber nur mit meiner Frau! Diese Dame, welche sich für eine Tänzerin ausgibt, ist meine ehelich angetraute Gattin!“

Das große Wort war ausgesprochen, Gretchens Zweck — ihre öffentliche Anerkennung — erreicht! Die „Musik“ verstummte. Die Herren starrten einander blöde an. Die junge Frau flog vom Tische herab und ihrem Manne an den Hals.

„Jawohl, meine Herren, dieser alte Schneehüpfser, wie Sie ihn nannten, ist seit einem halben Jahre mein Gemahl!“

„Und das hast Du vor uns, Deinen besten Freunden, verschwiegen?“

„Unbegreiflich!!“

Aber dagegen ließ sich nun nichts einwenden, man konnte die Beiden nicht hindern, die Gesellschaft zu verlassen.

„Adieu, meine Herren,“ verabschiedete sich Gretchen, „besuchen Sie uns morgen, ich werde Ihnen meine Sachen zeigen.“

„Ah, welches Glück!“

„Die Trauungs-Dokumente nämlich.“

„Ah so . . .“

Das Ehepaar war verschwunden. Die drei Herren aber steckten die Köpfe zusammen und gaben sich einer geheimnißvollen Thätigkeit hin. Sie ließen das Los entscheiden über die Reihenfolge, in welcher ihr Freund gehört werden sollte . . .



Tempora mutantur.

Ein liebes Kind, wir müssen scheiden,
Was nützt ein längeres Verhehlen?
Wir würden uns nur unnütz quälen,
D'rum besser ist es, sich zu meiden.

Ich kenne Dich, Du wirst nicht klagen,
Wirst nicht versuchen mich zu halten,
Du hemmen trachtest mein Erkalten,
Nicht sprechen mir von früher'n Tagen.

Du wirst Dich schweigend von mir wenden,
Dein Aug' wird keine Thräne nassen,
Wirst mich verachtend bald vergessen
Und meinem Gruß nicht Dank mehr spenden.

Asra.

Die sechs Dubois.

Roman von Maurice Montégut.

Mit diesen Worten zog er einen Bleistift und Papier aus der Tasche und begann mit fieberhafter Eile regellose Zeilen auf das Papier hinzuwerfen, von Zeit zu Zeit sich unterbrechend, um zu lesen und zu gestikuliren.

Allein, nach zehn Minuten nahm die Eile beträchtlich ab; der Bleistift fiel dem Poeten aus der Hand und der Poet auf den Teppich hin.

Im violetten Zimmer.

Rigobert kämmt seinen Bart und glättete seine Haare.

— Gott weiß, daß es mir niemals an Erfolgen gefehlt hat . . .

Es ist unnöthig, daß ich mit mir selbst deutsch rede; ich würde riskiren, mich selber nicht zu verstehen. Ja; ich bin gewohnt zu triumpfiren; ich bin schön, ich bin originell, bin obendrein Advokat — in partibus allerdings — aber aus Liebe zur Wahrheit . . .



Sie wird mich lieben. Ich bin zu Allem bereit, selbst den Schinderhannes will ich vertheidigen, wenn ein Lächeln ihrer Lippen mir als Lohn winkt.

Denn sie hat mich gefangen genommen . . .

Sie gleicht einer Französin, die einen englischen Vater, eine russische Mutter, eine spanische Tante, einen italienischen Onkel, einen belgischen Pathen und einen deutschen Diener hat.

Sie ist komplet, vielfach, vielfältig, universell, ideal . . .

Wir werden ein sehr schönes Paar bilden. Ich werde ihr alle meine Akzente lehren; sie wird mir mit dem Akzent der Liebe antworten.

I love you, für das Leben, adesso e sempre, pover menia, mi querido coraz'on.

Und welche wunderbaren Kinder werden aus dieser Verbindung hervorgehen!

Wir würden reisen; das erste Kind würde in Paris das Licht der Welt erblicken, das zweite in London, das dritte in Moskau, das vierte in Madrid, das fünfte in Neapel, das sechste (eine Tochter) in Frankfurt . . .

Welcher Traum! welcher Traum! warum sage ich: ein Traum? Stirb, Didier! Rigobert erscheint! . . . Doch der Tag bricht an; es ist Zeit zu schlafen! . . .

Das rothe Zimmer.

Es lag auf dem Korridor dem blauen Zimmer gegenüber, wo Marie seufzte.

Antony hatte vergessen, seine Thüre zu schließen; er hoffte wer weiß was? Diese Herkulesse sind unglaublich eingebildet!

Dann kleidete er sich aus, befühlte seine Arme und Beine, ließ seine Muskeln spielen und streckte sich zufrieden auf seinem Bette aus.

Er war dreimal so stark wie die Anderen und daher nicht im Geringsten gerührt; sein Kopf blieb ruhig.

Lange lag er horchend, bis das letzte Geräusch im Hôtel erstarb. Als der Tag anbrach, zuckte er mit den Achseln, zog die Decke über seinen Kopf und brummte:

— Sie ist eine Närrin!

Dann schlief er ein.

Er träumte, daß ein aus tausend rothen Waggons bestehender Eisenbahnzug an ihm vorüber rasete; und in einem der Waggons stand Marie am Fenster, streckte die Arme stehend aus und rief: „Zu Hilfe! zu Hilfe!“ Und er streckte ruhig den Arm aus, erfaßte die Kette des letzten Waggons und brachte den Zug zum Stehen. Marie war gerettet.

Für sie vollbrachte er jedes Wunder.

Fünftes Kapitel.

Auf der Suche nach dem Unbekannten. Man schläft, man ißt, man trinkt. Marie spricht. Antony macht sich bemerkbar.

An diesem Dienstag erwachten die Fünf im Bahnhofshôtel zu Mourlac mit demselben Bilde vor den Augen, mit demselben Namen auf den Lippen.

Vier von ihnen hatten Kopfschmerzen; nur der rechenhafte Antony war wohllauf und zeigte nicht das nervös verzerrte Gesicht. Trotz ihrem Unwohlsein waren sie Alle entschlossen und wiewohl ihr Kopf etwas verwirrt war, so wußte ihr Herz doch, was es wollte.

Als sie sich im Speisezimmer versammelten, war Marie noch nicht herabgekommen.

Sie begegneten sich mit kühler Höflichkeit, da sie sich durch die Erinnerung an die Vertraulichkeiten am gestrigen Abend etwas beengt fühlten.

Indessen bot Theodor dem Saturnin Sodawasser an, worauf Saturnin dem Rigobert kohlensaures Nitrat empfahl, welch' Letzterer dem Florimond rieth, seinen schwarzen Kaffee mit Zitronensaft zu mengen.

Antony lachte über Alldas und bestellte vier Cotelettes.

Alle bewunderten ihn.

Als Marie mit bleichem Gesicht und besorgter Miene erschien, wurde Alles vergessen.

Alle begannen ihr schön zu thun, sich um sie geschäftig zu machen; und sie mußte sich trotz ihres Widerstandes zu Tische setzen und drei — nein fünf Bissen essen: einen für Antony, einen für Rigobert, einen für Florimond, einen für Theodor und einen für Saturnin.

Dann trank sie ein Glas auf die Gesundheit der Madame Machu und nahm Josef zuliebe eine Tasse Kaffee.

Es war rührend zu sehen. Schüchtern verlangte sie nun die Rechnung, denn die Stunde der Abfahrt rückte näher.

Josef glaubte vor Lachen bersten zu müssen; Madame Machu aber bewegte den Kopf verneinend von links nach rechts und vice versa, als wollte sie sagen: „Sie sind gar nichts schuldig.“

Marie erhob sich mit hochrothem Gesichte und bestand lebhaft auf ihrem Verlangen.

Madame Machu erwiderte, daß es nicht der Mühe werth wäre, darüber zu sprechen und daß die Herren ihre Ausgaben in die ihrigen mit eingerechnet hätten.

Das junge Mädchen war entrüstet, doch Florimond hub mit gemüthlicher Miene an:

— Ja, Cousine, ich bin bis zur Höhe von sieben Francs und fünfzig Centimes Ihr Gläubiger; beruhigen Sie sich, ich werde dieselben von Didier fordern, noch ehe ich ihm „guten Tag“ sage.

Die neue „Cousine“ lächelte und fügte sich.

Sie wollte sich eine Fahrkarte nach Marseille lösen, da sie nur bis Mourlac bezahlt hatte, wofelbst sie den flüchtigen Geliebten wiederzusehen gehofft hatte.

Theodor übernahm dieses Geschäft.

Er sagte, daß er ohnedies zur Kasse gehen müsse. Das war richtig: er ging aber nur, um seine Karte zweiter Klasse gegen eine solche erster Klasse umzutauschen.

Er kam mit den zwei Karten zurück.

— Wie viel bin ich Ihnen schuldig, mein Herr? fragte Marie.

— Zwölf Francs und sechs Sous, erwiderte Theodor mit ruhiger Unverschämtheit.

Alle blickten ihn an, indem sie sich in die Lippen bissen, um nicht lachen zu müssen.

In Wirklichkeit kostete die Karte fünfundsiebenzig Francs.

Im Uebrigen wußte Theodor selbst nicht was er that; er erkannte sich selbst nicht mehr.

Zum ersten Male in seinem geizigen Spießbürgerleben war er großmüthig, ja mehr: großmüthig im Stillen. Er hätte sich selbst keine Rechenschaft darüber geben können, woher und wiejo ihm diese Idee gekommen war . . .

Wie dem auch sei, es war ihm ein Vergnügen, die zwölf Francs und sechs Sous einzustecken.

Man ändert seine Natur nicht an einem Tage, besonders die fetten Leute nicht, deren Herz so tief in der Brust drin liegt . . .

Die durch die sieben Francs fünfzig Centimes Florimonds und die zwölf Francs sechs Sous Theodors eifersüchtig gewordenen übrigen drei Dubois suchten ein Mittel, um auch ihrerseits Etwas für Marie thun zu können; sie zerbrachen sich die Köpfe, auf welche Weise sie für Marie Geld ausgeben könnten.

Da ihnen eine achttündige Reise bevorstand, che sie die erste große Station erreichen würden, ließ Antony 6 Flaschen Champagner einpacken; Rigobert bestellte einen Kalbsbraten; Saturnin Kuchen und Madeirawein.

Josef vervielfältigte sich; er war von einer grenzenlosen Ergebenheit für diese wunderbaren Gäste erfaßt, deren achtzehnstündiger Aufenthalt im Buffet mehr Leben ins Geschäft brachte, als sonst der Verkehr des ganzen Jahres und die unvergeßliche Erinnerungen zurückließen.

Von ihm, dem Zeugen dieses entzückenden Abenteuers, wird sich Madame Machu gewiß nie trennen wollen; von nun an vereinigte sie das Band der Erinnerung und das Bedürfniß, gegenseitig ihr Herz auszuschütten . . .

Der Name Dubois wurde in diesem Hause legendär, derjenige Mariens historisch.

Endlich schlug die verhängnißvolle Stunde der Abfahrt.

Der Zug brauste aus dem Tunnel hervor, hielt am Perron und öffnete seine Flanken für die einsteigenden Reisenden.

Antony trat siegesbewußt als Erster in ein leeres Coupé; er reichte die Hand Marie, die ihm folgte; dann hüpfte Florimond mit dem kleinen Sack hinein; Rigobert kletterte hinan, Saturnin folgte. Theodor schwang sich hinauf und die Wagonthür wurde hinter den Sechß heftig zugeschlagen.

Ein langer Pfiff ertönte; der Zug setzte sich langsam in Bewegung und rollte davon.

Auf dem Perron stand Madame Machu mit thränenden Augen und machte zahlreiche Bücklinge, indem sie mit den Fingern das Kleid zu beiden Seiten hob. Josef, völlig verwirrt in seinen Zweifeln, schwang zum Abschiede seine Serviette traurig über dem Kopfe . . .



Der Bahnhof versank wieder in seine öde Einsamkeit und Stille.

Der Zug rollte weiter.

Anfangs herrschte ein verlegenes Stillschweigen in der Reisegesellschaft.

Wieder einmal kamen sich die Mitglieder dieser Gesellschaft (wie es bei einer jeden neuen Situation der Fall ist) als Fremde vor und waren um banale Phrasen verlegen, (denn von Geist konnte keine Rede mehr sein) die, welcher Art immer sie auch sein mochten, wenigstens aus der Verlegenheit helfen sollten, in welche dieses plötzliche, unvorhergesehene Tête-à-tête sie gebracht hatte.

Marie schien in einer vordern Ecke zu schlafen; sie war im Innersten verwirrt und frug sich, warum all' diese Männer ihr eigentlich folgten; sie fühlte sich durch deren Gegenwart belästigt und gelangweilt.

Dann aber sagte sie sich, daß ja alle ihre Begleiter gleich ihr nach Marseille reisten und daß daher deren Benehmen ganz natürlich war; das Uebel mußte sie — soferne es überhaupt ein Uebel gab — lediglich ihrer fatalen Depesche, welche die Fünf in Mourlac zurückhielt, zuschreiben.



Sie neigten sich zum Coupéfenster hinaus und bewunderten die schöne Landschaft und zeigten einander die am Wege liegenden Dörfer und herrlichen Schlösser.

Sie plauderten über Agricultur, Architektur, Festungsbau, citirten Baubau, Le Nôtre, Sansovin und Palladio; dann aber, als der Anblick der still dahinfließenden

Gewässer nicht so hochtrabende, sondern mehr träumerische Gedanken in ihnen wachrief, priesen sie die Freuden der Angelfischerei am schattigen Ufer; der Hochwald, der Flug der Raben über die abgemähten Felder gab Anlaß zur Erzählung von Jagdabenteuern — kurz: man langweilte sich nicht mehr.

Jeder hatte Etwas zum Besten zu geben; es war ganz so; wie bei den ländlichen Hochzeiten, wo zum Schluß des Festmahls Jeder sein Liedchen singt; der Letzte, der sprach, suchte immer seine Vorredner zu überbieten, indem er Lüge auf Lüge häufte; und jeder Erzähler schielte zu Marie hinüber und war glücklich, wenn er sah, daß sie sich für seine Erzählung interessirte.

Doch es läßt sich leicht denken, daß in diesen dick aufgetragenen Abenteuern Antony das letzte Wort behielt. Er würde Das gethan, Jenes gethan haben . . . Um seinen Reden Nachdruck zu geben, suchte er mit seinen riesigen Fäusten unter der Nase der Anderen herum, die nicht mehr wagten, ihm zu widersprechen. Oder er zuckte geringschätzig mit den Achseln, warf sich in die Brust, spreizte die Beine auseinander und pfiff eine Fanfare eigener Komposition.

Und doch hatte er niemals gesagt.

Was sollte er auch jagen? Es gab keine Auerochsen, Mammuths, Leviathans und Mastodonte mehr. Lohnte es denn die Mühe, auf die Jagd zu gehen?

Seine Schamlosigkeit erbitterte die Zuhörer. Aber was war zu thun?

Es gab keinen Vetter mehr in dem dahinrollenden Wagon. Rigobert war ganz absonderlich in Wuth.

Saturnin machte es sich in einer Ecke bequem und schlief ein. Theodor folgte alsbald seinem Beispiele.

Florimond zog sein Notizbüchlein hervor, flehte die Muse an, indem er Marie betrachtete und vertiefte sich in sein dichterisches Brüten.

Als Rigobert und Antony ihre letzten sarkastischen Bemerkungen ausgetauscht hatten, trat vollständige Stille ein; die Einen schlummerten, die Anderen folgten in einem lieblichen Taumel der Flucht immer neuer Landschaften; die Bäume schienen zu fliehen und zu beiden Seiten den Zug zu grüßen, der gleichmüthig seinem Ziele zueilte.

Marie dachte an Didier.

Wo war er? was machte er? Wird sie ihn jemals wiedersehen?

Gegen 5 Uhr erwachten die Reisenden allmählig aus ihrem Schlummer oder aus ihrem Brüten; man reckte diskret Hände und Beine und schaute dann nach den Vorrathskörben.

— Gib mir von dem, was Du hast, und ich gebe Dir von dem, was ich habe — Dies war das Lösungswort und die unparteiische Theilung der Lebensmittel stellte die Eintracht wieder her. Herz und Magen sind sehr nahe Nachbarn. Antony ward durch seinen Sekt wieder sympathisch und kam seinerseits Rigobert sehr entgegen, der über kalten Kalbsbraten verfügte.

Saturnin wartete mit dem Nachtisch auf.

Alle waren in bester Stimmung, weil Marie, trotz ihrer Traurigkeit, an dem Mahle theilnahm. Mit 20 Jahren spricht eben der Magen sehr laut.

Das Essen wirkt mittheilsam und ansteckend. Es wurden große Mengen Speisen vertilgt. Nichts bringt die Menschen einander so leicht näher, als solche Gelegenheits-Mahlzeiten, wo die Finger die Gabel ersetzen, wo Alle aus derselben Flasche trinken, mit Hintansetzung aller Gebräuche und Wohlthaten der Zivilisation.

Mit Fragen bestürmt, ließ sich Marie herbei, ihre Geschichte zu erzählen.

Sie erzählte ihren einfachen Lebenslauf, ihre Jugendliebe, ihre Hoffnungen, dann den plötzlichen Zusammenbruch aller Entwürfe und Träume unter der Wucht menschlichen Eigennuzes.

Den Namen Didiers sprach sie jedesmal mit Entzücken, mit Begeisterung aus; man sah, daß der Name aus ihrem Herzen kam. Und die Fünf verzogen dabei das Gesicht und begannen daran zu zweifeln, daß es ihnen jemals gelingen würde, den theuren Verlobten zu verdrängen. Aber sie ließen davon nichts merken und setzten ihre Hoffnung auf die Zukunft.

Im Gegentheil: es sprachen Alle zugleich und sehr laut, legten ihr ihre Person, ihre Zeit, ihre Börse zu Füßen und schwuren, ihr den Didier aufzusuchen.

Und Marie faßte neuen Muth.

So flossen die acht Stunden der Reise dahin, von Mourlac bis Bouffigny, wo es 50 Minuten Aufenthalt gab und die Reisenden ihr Diner nahmen.

Nach den reichlichen Stärkungen, die man unterwegs genommen hatte, konnten weder die Dubois, noch Marie Appetit haben. Indes gingen sie in den Speisesaal, um Kaffee zu trinken und weil das tragische Geschick es so wollte. An einem benachbarten Tische saß, sich fütternd, ein rothhaariger, großer Mensch von unangenehmem, brutalem Aussehen.

Auch er hatte in Bouffigny den Marseiller Zug verlassen; — während er enorme Bissen verschlang, ließ er kein Auge von Marie. Das arme Mädchen erröthete unter diesen unverhämten Blicken und wandte den Kopf ab, ohne sich zu beklagen.

Bei wem hätte sie sich auch beklagen können?

Florimond war der Erste, der die Zudringlichkeiten des Fremden bemerkte und seinen Pseudo-Vettern mit leiser Stimme Mittheilung davon machte.

Als Antony die Sache begriffen, wandte er sich mit grimmiger Miene dem Fremden zu und knirschte mit dem Gebiß, wie ein Gorilla, der auf einen Bären stößt.

Der Rothe schaute ihn einen Augenblick gleichgiltig an, dann, als er fand, daß Marie angenehmer anzuschauen sei, wandte er seine Blicke wieder dem jungen Mädchen zu.

Da fühlte Antony, wie ihm eine Flamme vom Herzen zum Gehirn aufstieg; der Augenblick war gekommen, wo er seine ritterlichen Träume verwirklichen, seine Kraft in den Dienst seiner Freundin stellen, ihre ewige Dankbarkeit erwingen konnte.

Schon war er im Begriffe, sich zu erheben und den Zudringlichen beim Barte zu fassen, als Rigobert mit deutschem Akzent — weil eben Dienstag war — in die Worte ausbrach:

— Mein Gott! ich kann nicht begreifen, wie man Damen gegenüber zudringlich sein kann!

Der Nachbar, ein robuster Baier, erhob sich, als er diese Worte hörte, und trat auf Rigobert mit den Worten zu:

— Sie sind ein Lämmel!

Zugleich holte er zu einem Backenstreich aus. Rigobert bückte den Kopf mit einer Geschicklichkeit, die das höchste Lob verdiente und Antony, der sich dazwischen warf, empfing die volle Wucht des Streiches.

Mit einem Wuthgeheul stürzte er sich auf den Fremden und faßte ihn an der Halsbinde.

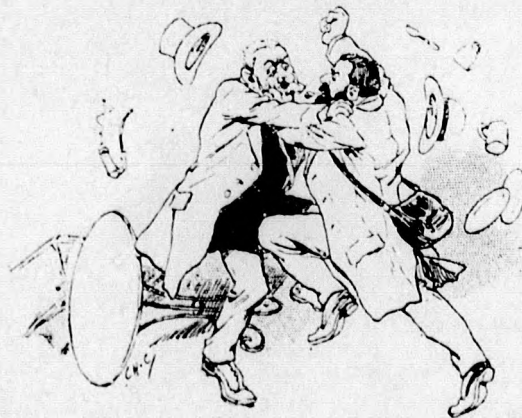
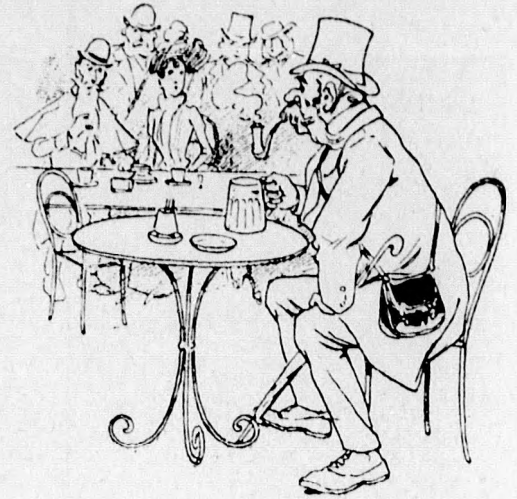
Doch der Andere war — wie gesagt — auch kein Schwächling und blieb ihm nichts schuldig. So begannen sie denn einander zu würgen, stießen Tische um, zerschlugen Teller und Schüsseln und ließen die Zungen heraushängen.

Die Reisenden schrieen entsetzt auf, Marie fiel in Ohnmacht.

Da ertönte die Klingel zur Abfahrt und vermehrte noch das Getümmel.

Die beiden Kämpfer ließen einander los und schöpften Athem.

— Das wird doch nicht Alles sein, sagte Antony dem Baier. Reisen Sie mit demselben Zuge?



— Ja.

— Nun wohl; lassen Sie uns zwei allein in einen Waggon einsteigen und da unser kleines Fest fortsetzen. Ich muß Deine Haut haben, alter Fuchs!

— Einverstanden, sagte der Andere. Ich bin allein in meinem Coupé und biete Ihnen Gastfreundschaft an. Wir wollen weiter tanzen.

Sie schlossen denn Waffenstillstand und stiegen zusammen ein.

Dieses Coupé, das sich in einen olympischen Circus verwandeln sollte, stieß an dasjenige der Dubois. Durch die kleinen Thürscheiben konnten Theodor, Rigobert, Saturnin, Florimond angstbekommen und Marie zitternd diesem rollenden Drama eines Reisekampfes beiwohnen.

Sie hörten nichts, aber sie sahen und die Mimik war verständlich genug. Kaum hatte der Zug sich in Bewegung gesetzt, als die beiden Gegner sich begrüßten und wieder auf einander losgingen.

Antony führte einen Faustschlag, welchen der Deutsche mit der Nase parirte; Dies hinderte ihn nicht, mit einem Fußtritt zu ripostiren, welchen Antony mitten im Rücken empfing.

Und dann regnete es Püffe, Faustschläge, Fußtritte und man errieth, daß sie einander zuriefen:

— Da hast Du!

— Da nimm!

— Fang' ab, Sauerkraut!

— Das ist für Dich, Franzmann!

In dieser Weise gelangten sie dahin, einander zu respectiren. Einer erwies sich des Andern würdig.

Antony hatte seinen Mann noch vor Marseille gefunden.

Eine volle Stunde dauerte die Keilerei. Sie schwitzten viel und bluteten ein wenig.

Nach einem sehr heftigen Ringen Leib an Leib schlossen sie einen Waffenstillstand.

Sie setzten sich einander gegenüber und wurden sehr höflich.

Antony zog ein Fläschchen Cognac aus der Tasche und bot dasselbe freundlich seinem Gegner an, der einen Schluck machte und die Flasche mit vielen Danksayungen zurückstellte.

— Das thut gut, gestand er, seine wasserblauen Augen rollend.

Jetzt that Antony zwei tiefe Züge aus der Flasche.

Der Deutsche zündete seine Pfeife an; Antony suchte die seinige.

Der Rothe reichte ihm sogleich seine mit geschmuggeltem Tabak gefüllte Dose. Und nun plauderten sie, von Zeit zu Zeit unter schmerzlichen Grimassen sich Arme und Beine reibend.

Nach einer Ruhepause von zwanzig Minuten legten sie die Röcke ab und nahmen ihre kleine Partie wieder auf, hieben mit Lust auf einander los, abwechselnd Hammer und Ambos machend, sich gegenseitig würgend, einander auf den Bauch setzend, kneipend wie die Krabben, beißend wie die Hunde, krallend wie die Katzen, — Alldies unter den stieren Augen der entsetzten Zuschauer im benachbarten Coupé, wo ein angstbekommenes Stillschweigen herrschte.

Dann gab es wieder einen Waffenstillstand und von Neuem eine Keilerei und so verbrachten sie die Nacht.

Gegen acht Uhr Morgens — sie hatten zum siebenten Male angefangen — brachte Antony den Vaier endgiltig unter und kniete ihm auf die Brust.

— Ich kann nicht weiter, Sie haben gewonnen, röchelte der Rothe.

Antony erhob sich zufrieden und half auch dem überwundenen Gegner sich erheben.

Der Zug fuhr in die Halle des Marseiller Bahnhofes ein. Saturnin, Theodor, Florimond, Rigobert traten furchtsam, mit vorgestrecktem Regenschirm, auf den Perron hinaus; doch hier sahen sie zu ihrem nicht geringen Erstaunen Antony und den Deutschen — Beide mit zerschundenen Gesichtern, rothen Nasen, blauen Augen und zerzausten Haaren — wie sie einander freundschaftlich die Hände reichten.

Der Rothe grüßte Marie sehr unterthänig, nahm sein Handgepäck und wandte sich vertraulich an die vier Dubois, indem er, auf Antony zeigend, sagte:

— Wir sind die besten Freunde, meine Herren!

Damit verschwand er.

Antony's Triumph war ein vollständiger.

Marie hatte ihm dankbar die Hand gereicht.

Für sie hatte er gerauft, für sie blutete er von der Nase; alle Frauen bewundern die Kraft.

Sechstes Kapitel.

Marseille. — Ein vergessener Name. — Fatale Folgen eines Gedächtnißfehlers. — Zusammenleben.

Die fünf Dubois und ihre junge Base waren im Hôtel de la Gloire abgestiegen. Sie hatten die Verwandtschaft endgiltig angenommen, um der Neugierde der Südländer aus dem Wege zu gehen und jeden verletzenden Argwohn abzuwenden.

Sie bildeten eine einzige und einige Familie und es gibt Leute, welche behaupten, daß sie einander ähnlich sind.

Rigobert ist darob verdrossen, Theodor aber läßt es sich gefallen.

Marie hat nicht einmal eine Stunde ausruhen wollen. Man wusch sich reichlich, trank eine Tasse Chocolate und dann machten sie sich auf den Weg, um Didier zu suchen; doch Jeder schwört im Stillen, diesen lästigen und lächerlichen Bräutigam nie zu finden.

Man ist am Mittwoch; folglich ist Rigobert Italiener.

— A propos, mein liebes Kind, sagte Theodor, Ihr Didier ist hier unbekannt; und einen Dubois in Marseille suchen zu wollen, hieße unsere Familie um zehntausend neue Vettern vermehren und doch sind wir unser schon genug . . . Wie heißt der Kranke, der Erbonkel?

Marie riß die Augen auf, schien eine Weile nachzudenken, erröthete und schwieg. Dann, nach einer Weile, stammelte sie:

— Ich weiß nicht mehr . . . Ich habe den Namen ein einziges Mal gehört . . . ich schenke der Sache keine Aufmerksamkeit und erinnere mich nicht mehr. Mein Gott! ich dachte nicht an Das . . . Doch warten Sie . . . es war ein Delhändler.

— Ach, ein Delhändler! Das ist ja hier Jedermann.

— Dies verwickelt die Sache, sagte Saturnin. Wir müssen nun versuchen, den jungen Mann zufällig zu treffen, da oder dort, in irgend einer Straße . . .

— Marseille ist groß, sagte Florimond; viermalhunderttausend Einwohner . . .

Marie traten wieder die Thränen in die Augen.

— Kränket sie doch nicht, brummte Antony dazwischen. Wir wollen die Kaffeehäuser, Kirchen, Theater, den Hafen, die Promenaden durchsuchen, bis wir ihn gefunden haben. Wir werden ja sehen . . . wir haben ja Zeit . . .

— Ach! seufzte Marie, als sie Dies hörte. Sie dachte an ihre sechs Goldstücke.

— Das soll Ihnen keine Sorge machen, sagte Rigobert, der ihre Gedanken errieth.

— Was denn? warf Florimond ein. Wir sind ja Alle da und ich zuerst, — ich, der Vetter des Didier.

— Noch immer der Vetter? fragte Antony mürrisch.

— Mehr als je.

— Vetter Florimond, säufelte Marie, ihm die Hand reichend, es ist wahr, Sie allein kennen meinen Didier. Sie werden auf der einen Seite der Stadt suchen, ich auf der andern . . . begleitet von einem der Herren . . .

— Von mir! riefen Alle zugleich.

Florimond verzog enttäuscht das Gesicht; er hatte sich in der eigenen List versfangen. Indes nahm er den Antrag an. Es war dies eine famose Art, den Verlobten wiederzufinden.

— Es geschieht dem Pügnier ganz recht! flüsterte Antony ihm leise zu, die Zunge auf ihn heraussstreckend.

— Nun denn, meine Herren, lassen Sie uns unsere Nachforschungen sogleich beginnen, denn ich habe Eile. Vorwärts, Vetter Florimond! Suchen Sie in den Hôtels, in den öffentlichen Vergnügungsorten! Wir werden die Promenaden, die stark bevölkerten Straßen absuchen. Möge uns ein Erfolg gegönnt sein, den Einen oder den Anderen. Auf Wiedersehen heute Abend, und Dank, meine Herren.

Gesenkten Hauptes entfernte sich Florimond.

Bald hernach ging auch Marie, begleitet von den andern vier Dubois.

Alle waren entschlossen, sich für sie zu opfern.

Marseille wurde durchsucht.

Florimond, der einsam und melancholisch die Straßen durchstreifte, anfänglich mit der bloßen Absicht sich zu zerstreuen, ohne an Didier zu denken, änderte mit einem Male seine Absicht.

— Ich will ihn suchen, dachte er, und wenn ich ihn finde, will ich thun, was nöthig ist, damit Marie ihn nicht treffe.

Entzückt von seiner Schlaubeit lief er in alle Gasthöfe und Kaffeehäuser, fragte nach Didier Dubois, gab dessen Signalement, vertheilte Trinkgelder, versprach Belohnungen . . . aber Alles vergebens.

Im Hôtel Riquiqui, im Hôtel „zum guten Wind“, „zum König von Spanien“, „zum blauen Meer“, „zum fliegenden Hirsch“ war Didier Dubois unbekannt; andere Dubois gab es zu hunderten, aber von Didier Dubois keine Spur.

Florimond suchte auf den Terrassen der Kaffeehäuser und in dem Innern derselben, blieb vor jedem jungen Manne stehen, der ein Schnurbärtchen hatte, 22 Jahre alt schien, ein vornehmes Aeußere hatte, einen grauen Anzug und einen braunen Filzhut trug, und fragte ihn höflich:

— Vielleicht Herr Didier? Oder: Nicht wahr, ich habe die Ehre, mit Herrn Didier Dubois zu sprechen?

Allein, weder im Café „zum Mohren“, noch bei den „Trompetern“, noch im „Café Maboul“ vermochte er den wahren, den einzigen Didier Dubois zu entdecken.

Erschöpft und seinem Mißgeschick fluchend schlug er endlich den Rückweg nach dem Hôtel „de la Gloire“ ein.

Zu derselben Zeit schleppte Marie unermüdet ihre vier Leibgardisten durch das Netz der Straßen, längs des Corso und der Boulevards. In der Altstadt liefen sie die finsternen, alten, ansteigenden Gassen ab, wo es zu beiden Seiten Häuser aus dem Mittelalter gab. Sie erkundigten sich nach dem Befinder eines jeden Delhändlers. Alle befanden sich wohl. „Danke, Madame; danke, meine Herren!“

In der Neustadt sah man sie vor dem Rathhause, dem Justizpalaste, der Börse, dem Museum erscheinen; verschämte Spaziergänger waren scandalisirt durch die Art und Weise, wie dieses Fräulein und ihre vier Begleiter jeden jungen Mann betrachteten.

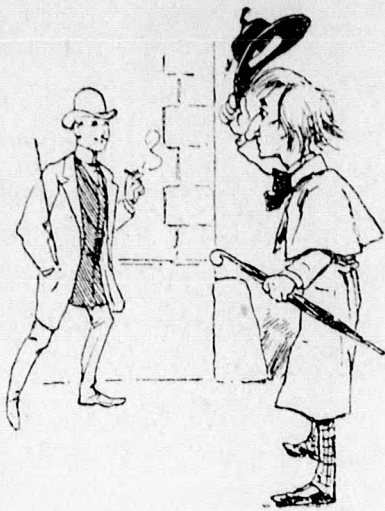
Im öffentlichen Garten, im Prado, in den Alleen des Meilhan, längs der Quais, wo die hohen Schiffe vor Anker lagen, sah man sie hin- und wiedergehen, zusammenfahrend bei dem Anblick eines grauen Rockes oder eines braunen Hutes. Und sie schluckten den Staub der Straßen und ließen sich von der Gluthsonne braten unter einem Himmel von unerbittlicher Bläue. Der arme Rigobert schleppte sich nur mehr mühsam fort; der Arzt hatte seine Weste aufgekнопft, seine Halsbinde gelöst, den Hut als Fächer in der Hand und sich immer hübsch in dem schmalen Schatten der Häuser haltend.

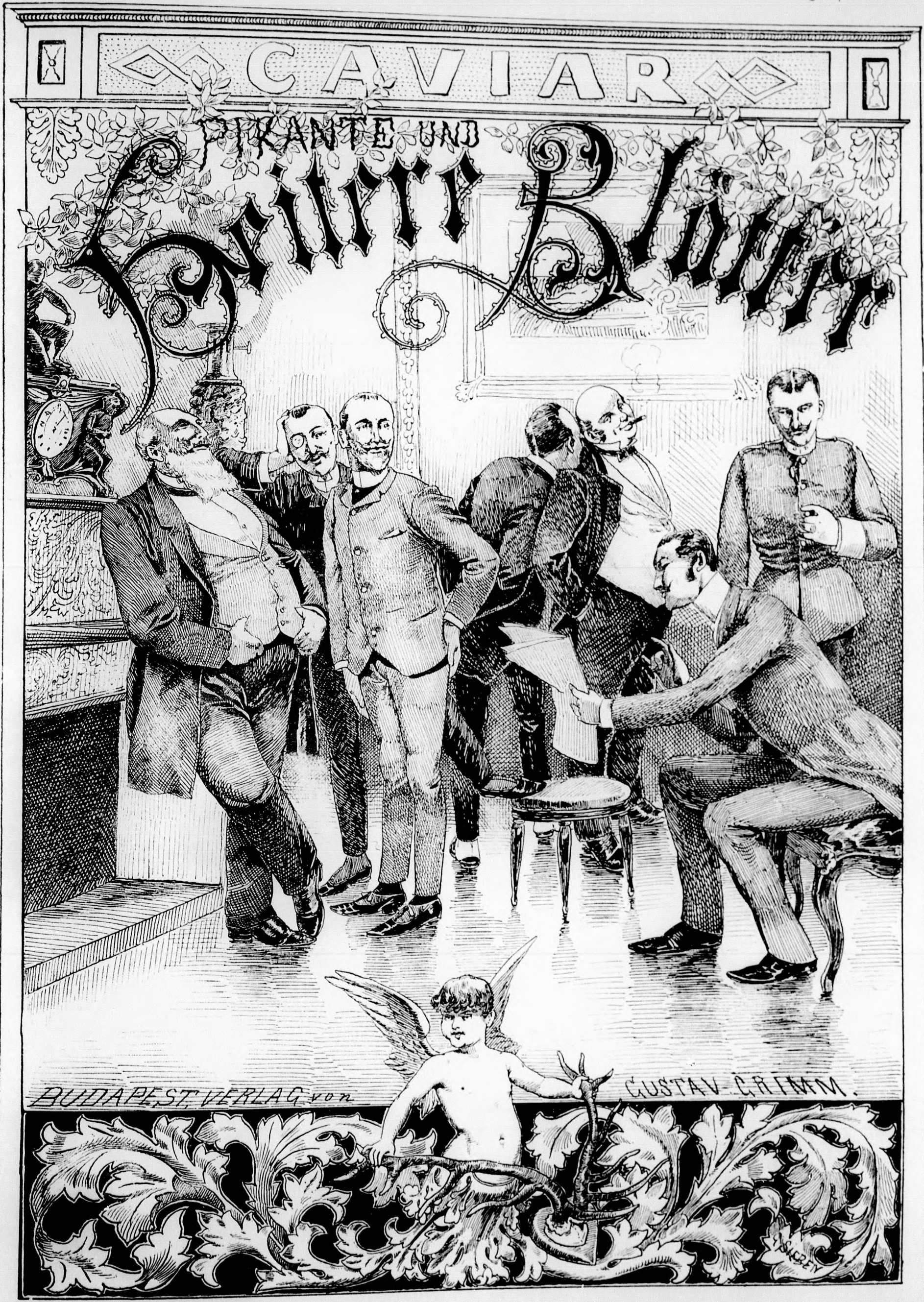
Theodor schob mächtig seinen Bauch vor sich her und fuhr sich jeden Augenblick mit dem Taschentuche über das schweißtreiefende Gesicht.

Blos Antony, der Marie am Arme führte, hielt aus; aber er hatte schrecklichen Durst.

Marie hielt sich tapfer; mit dem Hin- und Hergehen hatten sie zehn Meilen zurückgelegt, ohne größeren Erfolg, als Florimond, und gleich ihm kehrten sie am Abend erschöpft und betrübt nach dem Hôtel zurück.

(Fortsetzung folgt.)





Erscheint in 18 Heften. — Subscriptionspreis für das Heft 50 kr. ö. W. (in Oesterreich-Ungarn) = 90 Pf. (in Deutschland).
Für alle anderen Ländern erhöht sich der Preis um den entsprechenden Portopuschlag.)

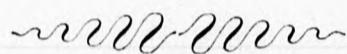
Im Verlage von **Gustav Grimm** in **Budapest**
ist soeben erschienen und
durch alle **Buchhandlungen** zu beziehen :

LÜGEN.

Roman von
PAUL BOURGET.

Autorisirte Uebersetzung von **A. HANNY.**

☞ Ein starker Band 1 fl. 80 kr. ö. W. = 3 Mark. ☜



Physiologie der modernen Liebe.

Nachgelassene Fragmente eines Werkes von **Claude Larcher**, gesammelt und herausgegeben
von seinem Testamentsvollstrecker

PAUL BOURGET.

Autorisirte Uebersetzung von **OTTMAR DITTRICH.**

☞ Ein starker Band 1 fl. 80 kr. ö. W. = 3 Mark. ☜



PAUL BOURGET, der hervorragendste Schüler **Emil Zola's** bietet in seinem Roman „**Lügen**“, der im Original („mensonges“) ungeheuren Erfolg erzielt hat, mit Geist und Witz, mit scharfer psychologischer Auffassung und jener unnachahmlichen französischen Grazie vortreffliche Schilderungen aus dem französischen Leben der Gegenwart.

„**Die Physiologie der modernen Liebe**“, von der Kritik eines der allerseltsamsten Bücher genannt, wird alle Leser der Bücher von **Stendhal**, **Michelet**, **Montegazza** interessieren.

